

DER MARIENBOTE

Februar 1961



Kraft des Todes unseres Herrn

Mein Bruder!

Freut es dich, dies Leben zu verlassen im Glauben Christi? — Ich bin voll Freude.

Freut es dich, zu sterben im geistlichen Leben? — Es freut mich.

Gestehst du ein, nicht allezeit so gut gelebt zu haben, wie du es hättest sollen? — Ich bekenne es.

Reut es dich? — Es reut mich.

Willst bessern du dein Leben, so deines Lebens Spanne verlängert würde? — Ich habe den guten Willen.

Glaubst du, daß Jesus Christ, der Gottessohn, für dich gestorben ist? — Das glaub ich wohl.

Schenkst Dank du ihm für seinen Tod? — Den geb ich ihm.

Glaubst du, daß nur durch seinen Tod du Heil erlangen kannst? — So glaube ich.

Mein Bruder!

Indes noch deine Seele in dir wohnt, sollst so nur handeln, daß auf des Herren Tod du all dein Leben baust. — Ich will es so.

Und so der Herr dein Richter ist, sprich denn: Herr, unseres Herren Jesu Christi Tod, den werf ich zwischen mich und dein Gericht. Wie anders könnte ich sonst vor dir bestehen!

Und so der Herr spricht, daß doch Verdammnis du verdienst, so sprich: Herr, unseres Herren Jesu Christi Tod, den halt ich zwischen mein verdientes Unheil wie auch zwischen dich. Unseres Herren Jesu Christi Werk, das weihe ich an Stelle meines Werkes, das ich bringen sollt' und doch nicht kann.

Weiter sprich: Herr, unseres Herren Christi Tod, den leg ich zwischen mich und dich und deinen Zorn.

Sprich, Bruder, dreimal nun: In deine Hände empfehl ich meinen Geist.

Aus einer Klosterneuburger Handschrift (12. Jahrhundert)

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249. Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang — Februar 1961, Battleford, Sask. — No. 5

Dies und Das

Berachtung zur Kreuzeszeit

Wie ein kleines Sandkörnlein in weiter Wüste ist die Erde in den Räumen des Kosmos. Weder die Sandkörnlein noch die Gestirne im unübersehbaren Weltenraum lassen sich zählen. Wir können nicht einmal abschätzen, wie viele ihrer da sind. Hier steht das Große vor uns, dem wir nicht mehr gewachsen sind. Und hier wird uns auch ein dunkles Ahnen, wie wenig sie doch eigentlich ist, die Erde, unsere Heimat.

Und doch ist uns die Erde der wichtigste Ort im All. Denn dort leben wir, die Menschen. Und dort ist Gott, der Herr der Welten, Mensch geworden. Dort ist es geschehen, daß der Ewige, der Hohe und Erhabene, zum winzig kleinen Teil der Schöpfung wurde, zum Anteilhaber an der Geschichte des Werdens und des Vergehens alles Erschaffenen.

Was auf anderen Sternen vor sich geht, wissen wir nicht. Doch hier bei uns, auf unserem Raumgestirn, ist weit mehr als nur Naturgewalt, als nur Entwicklung und Zerfallen. Hier ist der Mensch geworden und geblieben, erschaffen von Gott als Ebenbild Seines Wesens. Und hier ist auch die Sünde geworden, das Böse, in die Welt gesetzt vom gottähnlichen freien Willen des Menschen. Mit der Sünde trat aber auch das Leid in unser Dasein, und mit dem Leid das gewaltige Ringen der Menschheit um Erlösung.

Dieses Ringen um Erlösung ist eine der geheimnisvollsten Mächte, die in Mensch und Menschheit wirkt, der Erde Geschichte gestaltend. Es ringt der Mensch, der zu gleicher Zeit gottähnlich ist und ins Böse gefallen, dem Bösen verfallen. Es ringt der Mensch für sich selbst, denn alles Dasein hat ihm ja nur dann Sinn und Zweck, wenn auch er da ist, der Mensch, das lebende Ich. Es ringt der Mensch aber auch immer als Teil einer Gruppe gegen andere Gruppen. Partei gegen Partei, Volk gegen Volk, Lebensanschauung gegen Lebensanschauung.

Und so liegt die ganze Menschheit mit sich selbst im Kampf um die Erlösung vom Bösen. Das Böse nämlich, von dem sie sich zu erlösen sucht, steht ihr nicht als Tier, als Teufel oder als irgend ein anderes nicht menschliches Wesen gegenüber. Das Böse ist im Menschen selbst, ist Teil seines gefallenen Erdendaseins. In ihm wird es erdacht. In ihm wird es aus ungehemmter Leidenschaft geboren. In ihm wird es vom Wollen erfaßt. Aus dem Menschen heraus wirkt es, ihm selbst und seinem Nächsten zum Verderben. Immer wird der Mensch geschlagen, wenn dem Bösen nachgegeben wird. Der Mensch wird vernichtet im Ringen der Erdenkinder um Erlösung.

"Keiner kann sich selbst erlösen", heißt es im 48. Psalm. Keinem wird je so etwas gelingen, kein Jahrhundert wird je schauen ein aus eigener Kraft sich erlösendes Menschengeschlecht. Das

ist eine Wahrheit, die vielen unter uns selbstverständlich keinerlei Beunruhigung verursacht. Nicht jeder kümmert sich um derartige Fragen. Andere wiederum grübeln darüber nach und verlieren sich dabei in Dunkelheiten, bis sie nur noch eines wissen: Ich zweifle an allem, und mein Zweifeln drängt mich an den Rand der Verzweiflung, dem innersten Unglück auf Erden.

Was ist der Mensch? Täglich stellt sich uns diese Frage, mit jedem Menschen fast, der vor uns tritt. Diese Frage ist wahrhaftig wichtiger, und für das Suchen nach Erlösung auch viel praktischer als die alte, so oft wiederholte Pilatusfrage: "Was ist Wahrheit." Pilatus suchte nach einer Idee, nach einer Philosophie der Wahrheit. Wir aber leben im Fleisch und im Blut, und unseres Geistes Denken folgt im täglichen praktischen Leben immer den Wegen des Menschlichen, nicht des rein Geistigen. Es sucht der Mensch bei anderen Menschen die Wahrheit. Es sucht der Mensch nach einem, der alle Wahrheit der Nöte des Fleisches, des Blutes, der Sinne, des Zusammenlebens mit anderen, des Opferns kennt, der all' diese Not mitmachen muß und dann aus eigener Not heraus uns Licht zu geben imstande ist.

Darum ist es auch so auf Erden geschehen, daß die Wahrheit, die einzige und ewige Wahrheit, Fleisch geworden ist, Mensch in Not geworden ist, um unter uns zu leben, um nicht mehr von uns zu gehen, damit wir nicht als Waisen zurückbleiben. Damit uns Licht werde, falls wir es wirklich suchen sollten.

Es mag eigentlich klingen, und doch ist es so: Die Wahrheit ist im Menschen zu finden. Im Gott-Menschen Jesus Christus, und durch Christus Jesus in jedem Menschen. Doch hier stehen wir wieder einmal vor unserem Versagen. Wo ist in unserem Mitmenschen die Wahrheit? Wo ist und wo wirkt in ihm das Heilige, das Gottähnliche, das wirklich Gute? Und wo beginnt in ihm das Böse, wie tief und wie weit wirkt es in ihm und aus ihm?

Auf diese Frage, die wir uns leider so selten stellen, wissen wir keine klare Antwort, es sei denn, daß unser Fragen und Suchen sich vom Glauben leiten lasse. Von einem Glauben, in dem die Liebe lebt und schafft. Gerade deswegen, weil wir nur beim Beten liebend glauben, beim Nachdenken über uns selbst und über unseren Mitmenschen aber nicht, ist uns alles durcheinander geraten. Lieben und teuflisches Hassen, Glauben und Spotten, Wahrheit, Selbstbetrug und Lüge, Eigensucht und Gemeinschaftswohl, Edelsinn und Gemeinheit, Ehrlichkeit und schlimmstes Falschsein, Sitte und tiefster Schmutz. Alles ist da, in jedem von uns. Doch wie und wo? Wann meine ich, und wann meint mein Nachbar das Edle, und wo beginnt die Falschheit?

In unerkannter Hilfslosigkeit ruft es überall unter den Menschen nach Sauberkeit, nach Frieden und nach Bruderliebe. Ehrlich ist dieser Schrei. Doch gerade weil er vom Menschen kommt, vom sündigen und nicht vom heiligen, wirkt er auch Schrecken und Angst. Denn dieser Schrei nach dem Guten ist auch fast immer vom Drohen getragen. Vom Drohen mit einem Dreinschlagen so erbarmungslos und gewaltig, daß viele sich ängstlich zurückziehen. Um der Erlösung von allem Übel willen schlägt der Mensch mit Kriegen, und er schlägt mit unheimlich selbstsüchtigen Listen. Kriege lassen Städte und Länder, Familien und Völker in Asche und Tod zerfallen. Der Mitmensch kann seinem Nächsten durch List und Falschheit das Allerpersönlichste nehmen: Hab und Hof, guten Namen, Ehre, Ansehen, Erfolg, und noch vieles mehr.

In diese Welt der Verwirrung und der, rein menschlich gesprochen, finstersten Aussichtslosigkeit, ist Gott geboren. In unserem Fleisch ist Er zu uns gekommen, in unser Menschenleben ist Er hineingeboren. Ja: Er ist in unser ganzes Leid hineingeboren. Fluch ist alles Leid. Und Er, der Gottessohn Jesus Christus, ist laut der Schrift für uns zu diesem Fluch geworden.

Wie so etwas geschehen konnte, wie so etwas Wirklichkeit werden kann, übersteigt unser Begreifen. Hier können wir nur noch glauben. Dem Durchschnittschristen fällt dieses Glauben verhältnismäßig leicht. So lange nur von Christus und Christi Menschwerdung gesprochen wird, ist das Glauben vielen kein Problem.

Anders sieht die Sache aus, wenn es darauf ankommt, den Sinn und den Zweck der Menschwerdung und Kreuzigung Christi zu erkennen, und die daraus gezogenen Lehren im praktischen Leben am eigenen Ich anzuwenden.

Christus ist Mensch und Kreuzesmann geworden, um uns in einer Neugeburt zum Leben einer wirklichen Erlösung zu verhelfen. Er ist gekommen, damit der Mensch durch die Wunder der Gnade in Ihm und durch Ihn lebe. Nun ist es aber so, daß dieses neue Leben des Menschen in Christus nicht mit den Glorien und Freuden des Himmels beginnt. Der Anfang dieses neuen Lebens ist die Neugeburt — eine Geburt ins Le-

ben des leidenden Heilandes hinein. Es ist dieses Leben ein Übergang von einem Schmerz in den anderen, aus einer Not in eine neue Not. Aus dem hoffnungslosen Leid der von den Peitschen der Erdensünde Geschlagenen in das erlösende Kreuzesleid Christi.

Auch hier können wir die Dinge nur in der Kraft eines Glaubens fassen, der von der Liebe gedrängt wird. Sieben Tugenden, sagt das Glauben, wurden uns bei der Taufe von Gott in unser Menschsein gegossen, Glaube, Hoffen und Liebe, Klugheit, Gerechtigkeit, Stärke und Maß. Sieben Grundschwachheiten hat uns die Erbschuld in unser Innerstes gegossen: Stolz, Neid, Zorn, Unmäßigkeit, Fleischesgier, Trägheit des Geistes und Geiz der Habsucht.

Tugend stirbt schmerzlos. Das Sündigen tut nicht weh. Anders ist es mit dem Sterben der sieben Hauptschwachheiten im Menschen. Untugend, das angewohnte Böse, die uns angestammten Schwachheiten zu brechen, zeugt immer viel Weh der Verdemütigung, der Zurücksetzung, der Selbstverleugnung. Der Kampf gegen die Neigung zum Bösen in uns heißt — Leiden. Und bei Christen heißt es eben so viel wie geheimnismvolle doch tatsächliche Anteilnahme an allem Schmerz des sterbenden Heilandes. Des Heilands vom Kreuz.

Tugend stirbt schnell, und sie stirbt schmerzlos. Untugend weigert sich ein ganzes Menschenleben lang zu sterben. So stark ist sie in uns und so lebendig, daß nicht-katholische Christen kurz und bündig lehren: Selbst Christi Gnade kann sie nicht bezwingen.

Ich glaube an die Macht der Gnade, die uns kommt vom Kreuze des Herrn. Ich glaube an eine Auferstehung des Toten im Menschen. Liegt die Welt auch im Argen und Gottes Ebenbild, der Mensch, in unheimlichen Tiefen der Schuld, ist auch alles um uns umher und in uns selbst wie dunkle Rätsel, die gegen das Glauben zu zeugen suchen: Der Glaube verlangt, daß wir gegen allen Anschein gehorchen und daß wir trotz allem — in Liebe uns dem Gott des Kreuzes nähern. Wenigstens in der Liebe der Reue und des Schmerzes ob unserer ewigen Schwachheit. Im Kreuz allein ist Heil.

Das sei unser Beten und Sinnen während der Fastenzeit 1961.

– Der Schriftleiter

Wo die Liebe lebt

Von Margareta Pschorn

Er heißt Michael und ist blind. Der Krieg hat das Licht seiner großen, schwarzen Augen verlöscht.

Jeden Morgen gegen halb acht Uhr führt sein Hund Hasso ihn an die Bahn, fährt mit ihm in die Großstadt, begleitet ihn dort sicher und verläßlich durch den größten Verkehr an seinen Arbeitsplatz. Bei Wind und Wetter kommen die beiden; vom Frühling über den Winter, über den Sommer und Herbst bis zu einem neuen Frühjahr.

Als sie damals gegen Kriegsende dem jungen Mann in einem Heimatlazarett den Verband von den Augen nahmen und es Nacht um ihn blieb, da hatte Michael aufgebrüllt wie ein todwundes Tier. Geschrien hat er es: Warum es nicht auch totenstill hätte bleiben dürfen um ihn, warum er noch hier läge mit Gedanken und Gefühl. Er hatte die letzte Schwelle gemeint und sie nicht finden dürfen.

Sie waren wortlos aus dem Zimmer gegangen, Ärzte und Schwestern. Den ersten Schock, meinten sie, müsse der Mensch mit sich allein auskämpfen. Und keiner hat es sehen können, wie aus den lichtlosen Augen die Wasser des Schmerzes rannen.

Eine sanfte Hand hat sie getrocknet und sich begütigend auf die Stirn des Mannes gelegt: "Michael, du bist doch nicht allein, wir beide schaffen es schon." Die so sprach, war sein Mädchen und ist heute seine Frau.

Er hat die Blindenschule mit bestem Erfolg abbolviert und eine gute Stellung gefunden, die seine intelligente Persönlichkeit voll beansprucht und ausfüllt.

Der Abendzug läuft auf dem Bahnhof ein. Eine unübersehbare Menschenmenge strömt aus den Abteilen und drängt dem Ausgang zu. Auch Michael kommt mit seinem Hund.

An der Sperre wartet eine wirklich schöne Frau. Sie hält ein schwarzäugiges Knäblein auf dem Arm, das munter lacht und sich mit lebhaften Ärmchen seinem Vater entgegenarbeiten will.

Michael begrüßt seine Frau. Dann nimmt er sein Kindchen an sich. Mit zärtlicher Geste befühlt er die Züge des geliebten Gesichtchens. "Ich bin immer so glücklich, Maria, daß unser Bub dir ähnlich sieht", sagt er schlicht. Aber eine ganze Welt der Liebe und des Dankes liegt darin.

Dann geht die kleine Familie den Weg zur neuen Siedlung hinauf. Die Frau trägt wieder das Kind und führt ihren Mann.

Ein Glücksgefühl ermuntert mich: Wo die Liebe lebt, stirbt das Leid . . . –

Das "Ende" oder das "Ziel" der Welt?

Von Ernst Feil

Das Ende eines Jahres, an dem wir einen Schlußstrich unter einen Zeitabschnitt unseres Lebens ziehen, mahnt uns an das Ende unseres Lebens, ja an das Ende von allem, an das Ende der Welt. Denn wie das Jahr, so geht auch unser Leben und das Leben der Menschheit zu Ende. Und beides mag unser Erleben eines Jahresendes belasten, da wir hier deutlich an unsere Endlichkeit erinnert werden. Denn Ende besagt für uns keine Freude, kein Ereignis, dem wir uns mit der Kraft unseres Herzens zuwenden, das wir mit allen Mitteln zu erreichen suchen.

Dieses Bedrohliche, das uns immer, wenn wir von Ende sprechen, begegnet, paßt auch zum Sprachgebrauch des Neuen Testamentes in seiner Botschaft vom Ende der Welt oder, wie wir auch sagen, vom Weltuntergan. Denn Christus hat in der Ausdrcksweise spätjüdischer Apokalyptik in furchtbaren Worten von diesem Untergehen der Welt gesprochen. Es handelt sich also wirklich hier um Ende, Aufhören, Untergang.

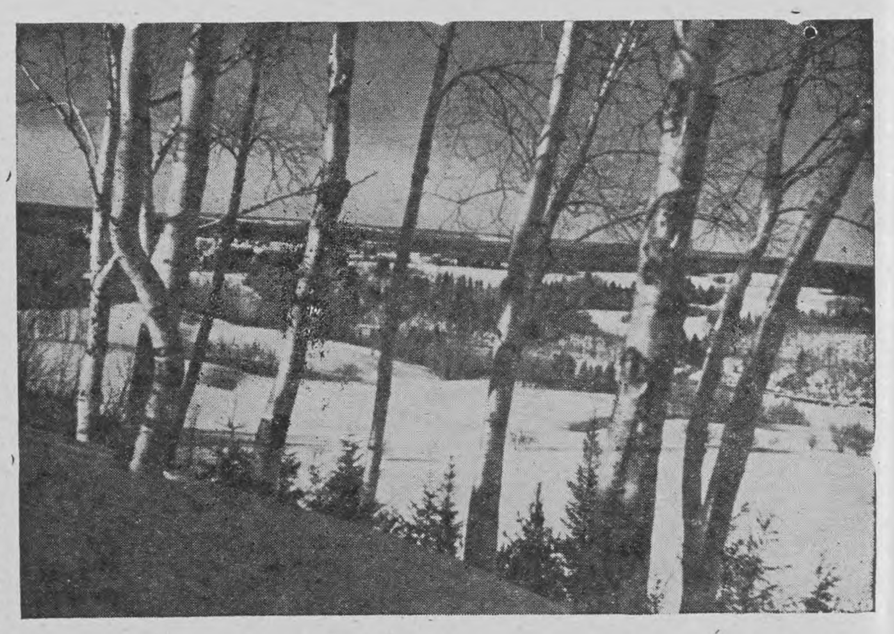
Und doch kann der Sinn dieser Texte nicht nur ein Aufhören bedeuten. Denn wie kann ein Aufhören im eigentlichen Sinn des Wortes ein Evangelium, eine frohe Botschaft sein? Daher hält die Kirche auch diese Botschaft vom Ende der Welt in sich selbst lebendig, weil sie von einem Ende der Welt eben nicht überzeugt ist, weil sie sich freuen kann, daß dieses Ereignis eintritt, weil sie wirklich betet und erhofft, was jeder erbeten und erhoffen soll: "Zu uns komme dein Reich."

Zu fragen aber bleibt, warum wir immer vom Weltende sprechen und darum unweigerlich mit dem so negativen Ausdruck, den für uns das Wort Ende besagt, auch das Ereignis selbst nur zu leicht für negative halten. Daß uns aber dies geschieht, kann man sehen, wenn wir unsere gewöhnliche Ausdrucksweise überprüfen. Man ist "am Ende seiner Kräfte", "total am Ende", aber noch niemand hat je gesagt, der Läufer sei am Ende, wenn er sein Rennen gewonnen hat, sondern nur, wenn er es hat aufgeben müssen. Sonst ist er gerade nicht am Ende, sondern am Ziel!

In der Heiligen Schrift aber sprechen wir gegen diesen unseren Sprachgebrauch. "Wer aber ausharrt bis zum Ende, der wird selig werden" (Matth. 10, 22; 24, 13; Mark. 13, 133. Zitiert jeweils nach der Übersetzung von Karrer), "aber es ist noch nicht das Ende" (Matth. 24 6; Mark. 13 7; vgl. Luk. 21, 9), "erst dann wird das Ende kommen" (Matth. 24, 14), so lesen wir in dieser großen Vision vom "Ende der Welt" und haben dabei immer die unausgesprochene Denkvorstellung: es wäre gut, wenn es doch end-lich zu Ende wäre. In dieser Vorstellung ist aber weder Freude noch Hoffnung enthalten.

Um zu zeigen, wie sehr wir auf diesen Sprachgebrauch festgelegt sind, sei noch auf eine Stelle des Römerbriefes verwiesen (6, 21 f,), wo im Hinblick auf das Leben des Sünders gesagt wird: "dessen Ende war der Tod", und im Vergleich dazu das Leben in der Gnade gekennzeichnet wird: "es gereicht euch zur Heiligung, und das Ende ist ewiges Leben." Am deutlichsten aber wird es, wenn wir in der Geheimen Offenbarung von Gott lesen: "Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende" (21, 6. Vgl. 22, 13).

Denn wenn wir noch in der großen Prophezeihung Christi wirklich etwas von Ende finden, so dürfte das "Ende" des Lebens in der Gnade schon ein unrichtiger Ausdruck sein, denn das ewige Leben kann ja nicht das Ende des Lebens in der Gnade sein. Das Leben in der Gnade hört ja nie auf, es sei denn durch unsere Schuld. Dasselbe gilt aber



Winter in Saskatchewan

für Gott, der für uns Anfang ist, aber ein Anfang, der kein Ende nimmt.

Um zu verstehen, was in all diesen Texten wirklich gemeint ist, müssen wir auf den Urtext zurückgehen, in dem uns die Frohe Botschaft überliefert ist. Dort aber steht ein Wort, das einen ganz ausschließlich positiven Sinn hat und nur mit "Ziel, Vollkommenheit, Vollendung" übersetzt werden kann niemals aber mit "Ende, Aufhören". Denn es bezeichnet Ende und Aufhören nur von Unvollkommenheit, Leid, Not und Tod; und wenn dieses alles zu Ende ist, dann ist die Voll-endung in ihrer Entgültigkeit für uns gegeben in der ewigen Seligkeit.

Dieses Wort, das die griechische Sprache verwendet, wenn wir mit Ende übersetzen, ist sogar so positiv, daß es gar nicht mehr eigentlich vom Tod gebraucht werden kann, da hier für einen Heiden nichts Sinnvolles mehr geschieht; Vollendung heißt für ihn der Tod nur noch darum, weil diesem Leben, das zu Ende geht, nichts mehr hinzugefügt werden kann. Aber das kann doch nicht Lebensvollendung sein! Und auch für uns ist der Tod das nicht in sich, sondern nur als Tor zum Leben.

Dasselbe finden wir, wenn in der Ursprache des Neuen Testaments ein Wort, das vom selben Wortstamm gebildet ist, in unserer Sprache ganz richtig heißt: "Ihr sollt also vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist" (Matth. 5, 48).

Diese beiden Hinweise zeigen deutlich genug, daß der Ausdruck "Ende der Welt", wie wir ihn in unserer Sprache und unserem Denken besitzen, rein sprachlich schon falsch ist. Noch viel weniger aber paßt er inhaltlich für das Ereignis, das uns in der Offenbarung mit diesem Ausdruck gesagt werden soll.

So müssen wir uns fragen, was wir denn an die Stelle dieses negativen Wortes "Ende" setzen sollen. Denn das Wort muß einen positiven Inhalt haben, wie er noch erhalten ist etwa in end-gültig oder vor allem in voll-endet. Um aber das Gemeinte aussagen zu können, müssen wir nur statt von "Ende" von "Ziel" sprechen. Wenn wir diese Veränderung in den Texten vornehmen, die wir eingangs erwähnten, dann gewinnen sie plötzlich an Leben und Sinn. Das Ziel des Lebens in der Gnade ist das ewige Leben, das Ziel der Sünde aber der Tod, so heißt es dann im Römerbrief. Und Gott ist nicht mehr "Anfang und Ende", sondern "Anfang und Ziel", so daß wir von diesem Schriftwort jetzt ganz anders angefordert werden.

Erst recht aber gewinnen die Texte der großen Prophezeihung Jesu an Deutlichkeit. Denn der Herr sagt uns: "Wer aber ausharrt bis zum Ziel, der wird selig werden."

So dürfen wir auch nicht mehr vom "Ende der Welt" sprechen, sondern besser vom "Ziel der Tage"; denn jeder einzelne Tag in der Geschichte der Welt ist auf diesen Tag hin angelegt, auf dieses Ereignis, das sich im "Ziel der Zeit" ereignen wird, und jeder von uns muß den guten Kampf kämpfen, um den Lauf zu voll-enden (2 Tim. 4, 7) bis zum "Ziel" der Welt, welches Christus, der Herr, in seiner Wiederkunft ist. Bis dahin aber hat er uns seinen Beistand versprochen, als er sagte: "Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Weltzeit" (Matth. 28, 20).

Dieses Evangelium kann aber auch unser Erleben des Jahresendes verändern. Denn wir sollen nicht trauern über all das, was mangelhaft war und ungetan blieb, und das neue Jahr nicht deswegen freudig beginnen, um diese Lücken schließen zu wollen, was wir aus Eigenem doch nicht vermögen, sondern wir können dankbar sein, ein Stück des Weges zum Ziel zurückgelegt zu haben, und froh sein in der Hoffnung, daß alles einmal sein Ziel erreichen wird, da ja zu uns "das Ziel der Zeiten gekommen ist" (1 Kor. 10, 11). –

Verhältnis des Menschen zu Gott

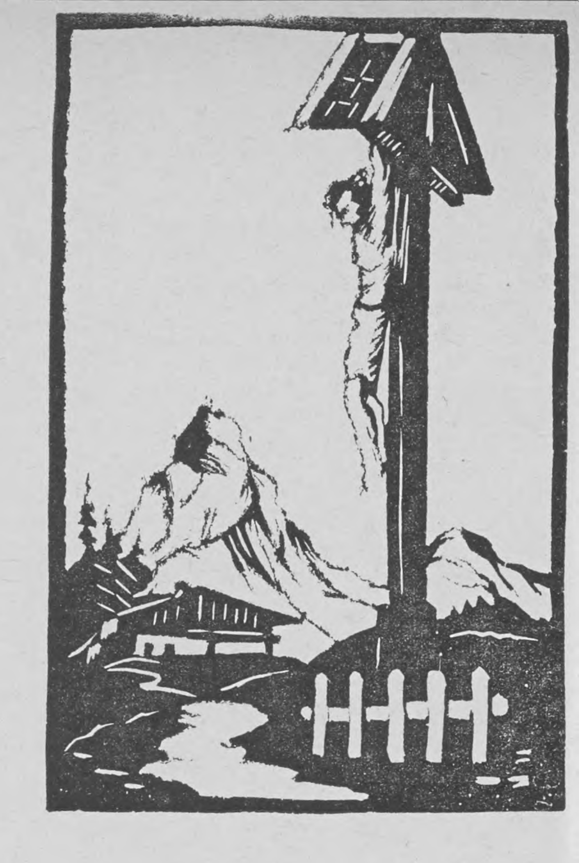
O Gott, du hast den Menschen erschaffen und sein Wesen wunderbar begründet. Du hast gewollt, daß er unter den Werken deiner Weisheit lebe, in immer neuer Begegnung mit ihnen seine Kräft entfalte und der eigenen Freiheit mächtig werde. Der Umgang mit den Dingen der Welt aber soll vorbereiten auf die Begegnung mit dir. Du bist der Eigentliche; einem jeden von uns das letzte und allein erfüllende Du. Auf Dich sind wir hingeordnet, und nur in Dir vollendet sich unser Wesen so, wie du es gewollt hast.

Du bist die Wahrheit, die jeder endlichen Wahrheit ihr Gewähr gibt. Du bist die Heiligkeit, die alles Gute unantastbar macht. Du bist das Herz, nach dem wir suchen. "Zu dir hast du uns hingeschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir."

In der Achtnung, mit der du, o Gott mich achtest, ist meine Würde begründet. In deiner Ehre ruht meine Ehre. Wenn ich dich verlasse, bin ich wie der Mann, von welchem dein Apostel spricht: "Er blickte in den Spiegel, in dem ich allein meines ewigen Antlitzes gewiß und meiner Verantwortung inne werde. Wenn ich von dir gehe, entglite ich mir selbst, und die Mächte der Welt, die mir dienen sollen, werden Herr über mich. Amen."

Romano Guardini ("Theologische

Kreuz im Gebirge



"Wo Felsen uns drohend umringen und eisige Gletscher entspringen", scheint ein Bergkreuz die Verlassenheit des Ortes so recht fühlbar zu machen. Der Ort hat etwas Mächtiges. Zwar zeichnet die südliche Sonne deutliche Schatten auf die wandbildenden Granite, dennoch möchte man meinen, tief in einer Unterwelt zu weilen, wo der steinerne Organismus der Erde sich kolossal entfaltet. Man glaubt noch zu sehen, wie ungefügte Massen, beim zähen Herabschmelzen eines urweltlichen Feuerflusses erstarrt, andere Schichten schiefrig emporquetschen und so diese beklemmende Felsenarchitektur bilden. Wir tun einen Blick in die feuerdämonische Werkstatt der Urzeit, wo die ungeheure Mechanik der Elemente die Erdgeschichte in Stein großgeschrieben hinterlassen hat.

Was mag nun der Grund gewesen sein, an solch unwirtlicher Stätte das Zeichen der Erlösung mit dem gekreuzigten Heiland aufzurichten? Viele besondere Gründe und solche allgemeiner Art sind möglich. Vielleicht haftete an dem Orte ein Etwas, das die Leute als unheimlich empfanden und durch ein so gnadenreiches Mal bannen wollten; vielleicht erreichte hier der Weg die Paßhöhe, und man stellte das Kreuz als Zeichen an geschützter stelle auf. Möglicherweise ist auch ein Unglück geschehen, ist einer von Lawinen verschüttet, den Schneetod gestorben oder über die Felsenwand gestürzt. Dann wäre das Kreuz an der Felsenwand ein Marterl, wie es viele gibt und heute unzählige gäbe, wenn die Touristen so fromm wären wie die Bergbewohner einst. Andererseits wurde auch die Grenze zweier Gemeinden auf diese Art gekennzeichent und ein Ort gemeinsamer Andacht geschaffen oder ein Platz für Augenblicke stillen Gedenkens..

Schon seit Jahrhunderten bestand der Brauch, durch ein Kreuz seinen christlichen Glauben zu bekennen oder ihn bei allen Sehenden zu wecken. Das Kreuz ist Sinnbild der weltdurchformenden Macht. Diese Macht reicht durch alle Räume, durch Höhen und Tiefen, alle Breiten und Längen, sie reicht durch alle Zeiten und umfaßt auch die, welche vor Christus lebten und nach ihm nicht von ihm gehört haben. Als Siegeszeichen über alle Chaosmächte wird das Kreuz auch in der verlassensten Einöde tröstlich stehen bei denen, die verlassen und unbeweint starben.

Wie die Passion des Heilandes bis ans Ende dieser Welt dauert und er, immer wieder gekreuzigt, sich sühnend opfert, so werden auch die Tore der "Hölle" immer wieder aufgebrochen, wie es der am Kreuze gestorbene Heiland tat, um den "Seelen im Gefängnisse zu predigen" (Pt. 3:19). Die söhnende Macht des Erlösers erreicht auch jenseits der Grenzen des Todes alle Seelen, die guten Willens sind und seine rettende Hand ergreifen. Darüber mag jeder nachdenken, insbesondere, wenn er einem solchen Felenkreuze begegnet. An einem besseren Platze kann sinnbildlich kein Kreuz stehen. Denn geboren, gekreuzigt, begraben wurde der Erlöser Jesus Christus in, auf, unter einem Felsen. Das ist unser Glaube.

So sprechen auch alle herzlichen Menschen vor solchem Kreuze für alle Abgestorbenen ihr andenkendes Gebet. Gerne opfert der Wanderer im Frühling hier die ersten Blüten, im Sommer den blumenreichen Strauß, im Wintermond den immergrünen Zweig der Hoffnung. – V.

Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß; und es könnte sein, daß die Menschheit reicher würde, indem sie ärmer wird, und gewinnt, indem sie verliert. Immanuel Kant

Auf das alle eins seien

Orientalische Christen in der unierten Kirche

Irenaeus Totzke OSB, "Die katholischen Ostkirchen"

Im Zusammenhang mit dem von Papst Johannes XXIII. angekündigten Ökumenischen Konzil ist auch immer wieder von den "unierten Kirchen" die Rede. Die Einheitsbestrebungen erstrecken sich über einen Zeitraum von nahezu 800 Jahren. Die erste Union war zur Zeit der Kreuzzüge, die letzte Anfang unseres Jahrhunderts. Daß die Unierten orientalische Christen sind, die zu einer katholischen Kirche gehören und den Papst als Oberhaupt anerkennen, ist zumeist allgemein bekannt. Weniger bekannt aber ist, welche Kirchengruppen zu diesen sogenannten unierten Kirchen gehören. Deshalb nachstehend in kurzen Stichworten eine Aufstellung der einzelnen unierten Kirchen:

Was aber die Einheit des Kultes angeht, wer wuesste nicht, dass die katholische Kirche seit ihrer Enstehungszeit immer sieben Sakramente, nicht mehr und nicht weniger, gehabt hat, die sie als heiliges Erbe von Christus empfing, und dass sie nie davon abliess, sie auf dem ganzen katholischen Erdkreis als Nahrung des geistlichen Lebens der Glaeubigen zu spenden? Und ebensowenig ist unbekannt, dass in ihr nur ein einziges Opfer gefeiert wird, das der heiligen Eucharistie, in dem Christus, unser Heil und unser Erloeser, sich jeden Tag fuer uns alle in unblutiger, aber wirklicher Weise opfert, wie er es einst auf Golgatha am Kreuze haengend tat, und voll Barmherzigkeit die unermesslichen Schaetze seiner Gnade auf uns alle ausgiesst. Deshalb bemerkt der heilige Cyprian mit vollem Recht: "Es kann kein anderer Altar oder ein neues Priestertum eingestzt werden ausser dem einen Altar und dem einen Priestertum." Das hebt jedoch bekanntlich nicht auf, dass in der katholischen Kirche verschiedene Riten existieren und approbiert sind, durch die sie um so schoener erstrahlt und gleichsam als Tochter des hoechsten Koenigs erscheint, angetan mit mannigfaltigem Schmuck.

Aus der Enzyklika Papst Johannes' XXIII. "Ad Petri cathedram" v. 29. 6. 1959

Die Chaldäer

Im 16. Jahrhundert fanden die ersten Unionsversuche unter den Nestorianern statt. Die zum Katholizismus Übertretenden konnten nicht weiter mit dem Namen des häretischen Nestorius benannt werden. Man wählte für sie die Bezeichnung Chaldäer. Sie stellen heute eine Kommunität von ca. 200 000 Gläubigen dar, die im Irak, im Iran und in Syrien ihren Wohnsitz haben. Ihre gottesdienstlichen Bräuche sind sehr stark latinisiert. Ihr Oberhaupt, dessen Wahl vom Papst bestätigt werden muß, trägt den Titel: Patriarch von Babylon. Gegenwärtiger Träger dieses Titels ist Mar Paulus II. Er residiert in Bagdad. — Kirchensprache ist das Ostsyrische. Der Ritus wird ostsyrisch oder persisch genannt.

Die Malabaren

Die in der Abhängigkeit vom nestorianischen Patriarchen stehenden Thomas-Christen an der Malabarküste Indiens wurden erstmals zu Beginn des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen mit Rom uniert. Die 1599 von den Portugiesen geleitete berüchtigte Synode von Djampore führte wegen ihrer geplanten gewaltsamen Latinisierung der Thomas-Christen zu einem Massenabfall von Rom. 1652 erreichte das Schisma seinen Höhepunkt. Ein Teil kehrte später wieder zur Einheit mit Rom zurück. Der übrige Teil wandte sich aber nicht wieder dem Nestorianismus zu, sondern unterwarf sich merkwürdigerweise dem jakobitischen Patriarchen. Die mit Rom verbundenen werden Malabaren genannt. Sie umfassen ca. eine Million Gläubige. Der ranghöchste Bischof ist der Metropolit von Ernakulam. Seine Machtbefugnisse entsprechen denen eines Metropoliten der lateinischen Kirche. Bei den Malabaren fällt die Latinisation besonders stark ins Auge: Die meisten Zeremonien folgen dem römischen Ritual. Auch die Meßgewänder sind römisch. — Kirchensprache ist ostsyrisch. Daneben wird die Volkssprache, das Malayalam, verwendet.

Die Malankaren

Unter den oben (siehe Malabaren) erwähnten Jakobiten Indiens setzte ebenfalls eine Unionsbewegung ein. 1930 schlossen sich zwei Bischöfe Rom an. Diese jüngste Unionsbewegung hält bis heute an. Die Gläubigen werden Malankaren genannt. Ihre Zahl beläuft sich auf ca. 90 000 und wächst ständig. Oberhaupt ist Mar Gregorios, Metropolit und Erzbischof von Trivandrum. — Kirchensprachen sind das Westsyrische und das Malayalam.

Die Kopten

Ins 17. Jahrhundert reichen die Unionsversuche unter den Kopten, den Nachfahren der alten Ägypter. Die Bemühungen zeigten wenig Erfolg. Erst 1895 konnte eine eigene Hierarchie errichtet werden. Die Kommunität umfaßt heute ca. 80 000 Gläubige. Ihr Oberhaupt trägt, wie auch das der nichtunierten Kopten den Titel: Patriarch von Alexandrien. Der gegenwärtige Titelträger ist Amba Stephanos (Sidaruss). — Kirchensprachen sind koptisch und arabisch.

Die Äthiopier

Vorübergehend kam es im 17. Jahrhundert in Äthiopien zu Unionsbemühungen. Sie hatten wegen der scharfen Latinisierungstendenz keinen Erfolg. Erst im 19. Jahrhundert konnte der Unionsgedanke wieder Fuß fassen. Die Zahl der Gläubigen ist nicht bedeutend: ca. 40 000. Der ranghöchste Bischof ist der Apostolische Exarch von Äthiopien

mit dem Sitz in Addis-Abeba. Kirchensprache ist das Gheez, die klassische Sprache der Äthiopier.

Die Syrer

Bei den Syrern wurden im 16. Jahrhundert Unionsversuche gemacht. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts begann sich ein geringer Erfolg einzustellen. Seit 1783 gibt es auch ständig einen Patriarchen. Er führt, wie sein nichtunierter Amtsbruder, den Titel: Patriarch von Antiochien; zur Zeit übt Mar Gabriel I. (Tappuni) dieses Amt aus. Seit 1935 ist er römischer Kardinal. Die unierten Syrer bilden eine Kommunität von ca. 100 000 Gläubigen. — Die Kirchensprache ist das Westsyrische und das Arabische.

Die Maroniten

Die Maroniten gehörten ursprünglich zur syrischen Kirche. Warum sie sich von dieser spalteten und, um das Kloster des heiligen Maron im Libanon geschart, eine eigene Kommunität bildeten, liegt in geschichtlichem Dunkel. Die westliche Forschung nimmt an, daß sie dem Monotheletismus ergeben waren und sich deshalb von der syrischen Kirche getrennt haben. Die Maroniten selbst bestreiten dies und behaupten, zu allen Zeiten in voller Union mit Rom gewesen zu sein. Auf jeden Fall liegen zwei historisch unanfechtbare Quellen über die Wiedervereinigung der Maroniten mit Rom vor, die höchstwahrscheinlich im Jahre 1181 stattgefunden hat. Die Maroniten sind die einzige Kommunität des Orients, die geschlossen mit Rom vereint ist. Sie zählen heute ungefähr eine halbe Million Gläubige und wohnen hauptsächlich im Libanon. Der libanesische Staatspräsident ist immer Maronit. Oberhaupt der Kirche ist zur Zeit Msgr. Paul Peter Meuschi, Pttriarch von Antiochien. Die maronitische Kirche ist ebenso wie die malabarische überaus stark latinisiert. Auch hier haben, was dem europäischen Laien am meisten in die Augen springt, die römischen liturgischen Gewänder die syrischen verdrängt. Eine stille maronitische Messe ist für einen über Einzelheiten nicht orientierten Beobachter von einer römischen nicht zu unterscheiden. — Kirchensprache sind das Westsyrische und das Arabische.

Die Armenier

Mit den Armeniern wurde erstmals eine Union im Jahre 1198 geschlossen. Da sie stark politisch bedingt war, ging sie bald wieder zu Ende (1375). Im 18. Jahrhundert wurden neue Unionsversuche aufgenommen. Heute gibt es etwa mehr als 100 000 unierte Armenier. Ihr Oberhaupt ist Gregor Petrus XV. (Agadschanian; der Patriarch selbst benutzt die italienische Schreibweise Agagianian), Patriarch von Sis in Kilikien. Seine Residenz ist Beirut. 1946 wurde er zum Kardinal ernannt. Seit 1958 ist er außerdem Leiter der Missionskongregation Propaganda fide.

Kirchen des byzantinischen Ritus

Mit der Orthodoxen Kirche haben immer wieder Unionsverhandlungen stattgefunden. Sie blieben stets ohne Erfolg, sofern es sich um die Orthodoxe Kirche als Ganzes handelte. Versuche, einzelne Landeskirchen, Diözesen oder auch Einzelpersonen zum Anschluß an Rom zu bewegen, hatten mehr Erfolg. Es handelt sich hierbei um folgende Gruppen (chronologisch geordnet):

a) 1595 Union mit den Ruthenen (heute Ukrainer genannt) des damaligen Polen-Litauen zu Brest-Litowsk. Die Union wurde nach den Teilungen Polens in den an Rußland fallenden Gebieten unterdrückt. Sie hielt sich nur in den Teilen, die österreichisch wurden. Unter Maria Theresia erhielten die Unierten von der Wiener Regierung die Bezeichnung "griechisch-katholisch". Die Leitung der Kirche hatte der Metropolit von Lemberg. Als 1920 Polen wiedererstand, brach für die Ukrainer, die nun unter polnische Herrschaft kamen, eine neue Leidenszeit an. 1945 wurde das Maß der Leiden erreicht, als die Sowjetherrschaft die unierte Kirche einfach für nicht existent erklärte. Starke Exilgruppen bestehen in Westeurope und vor allem auf dem amerikanischen Kontinent. Für die in Deutschland lebenden wurde unlängst in München ein Exarchat errichtet. Vor dem 2. Weltkrieg zählten die unierten Ukrainer rund fünf Millionen. Sie stellen heute noch die stärkste unierte Gruppe dar.

b) Im 17. Jahrhundert Union mit einer Gruppe nach Kroatien ausgewanderter Serben. Sie bilden heute die "griechisch-katholische" Diözese Kriz (55 000 Gläubige).

c) 1697 – 1700 Union mit den Rumänen Siebenbürgens. Die Kirche existiert im heutigen Sowjet-Rumänien nur noch im verborgenen. Vor dem Krieg zählte sie 1,5 Millionen.

d) Im 18. Jahrhundert Unionsversuche mit den Melchiten. Teilunion besteht bis heute. Oberhaupt ist Maximos IV., "Patriarch von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem", ca. 250 000 Gläubige. –

Vom Geiz

Ein Sparer findet allewege seinen Verschwender, der das vertut, was jener an sich und an anderen Leuten erkratzt und erspart hat. — Es war ein Bürger, der hatte eine Kapelle in seinem Hofe, in der betete er oft und kniete auf einem Brett, darunter hatte er einen Hafen vergraben, und was er zu sparen vermochte, das tat er darein und betete auf demselben Hafen, daß ihn Gott nicht wolle sterben lassen, er hätte denn den Hafen mit Geld gefüllt. Das geschah: Als der Hafen voll war, da starb er. Die Frau, — wie denn Frauen selten das Beste anfangen, — nahm einen anderen Mann. der fand den Hafen mit dem Geld unter dem Brett und betete auf demselben Brett, daß ihn Gott nicht ließe sterben, er hätte denn den Rafen mit dem Gelde verzehrt. Und das geschah auch.

Aus "Schimpf und Ernst" 1537

Der zornige Stein

Von Josef Magnus Wehner

Am dritten Tag vor Weihnachten, als Bruder Franz von Assisi eben dem Bruder Esel die Körbe mit Steinen gefüllt hatte und sich selber einen Sack voll auflud, um das verfallene Feldkapellchen Portiunkula wieder aufzubauen, siehe da rief ihm der Bruder, den sie Johannes nannten, von weitem zu, er möge sich vorsehen; denn von der Stadt her — und nun sah es die ganze Bruderschaft — blitzte und flammte in Silber und Pupur ein Zug Reiter durch die warme Morgenfrühe heran, und es schien geraten, dem übermütigen Schwarm, der wohl von einem nächtlichen Gelage aufgebrochen war, den Weg zu räumen.

Bruder Franz trat denn auch mit seinem Eselchen beiseite und hätte in seiner Demut keinen Anstoß erregt, wenn ihn nicht der vorderste der Reiter plötzlich erkannt hätte. Es war Messer Massolino, ein Patriziersohn aus Assisi, mit dem Bruder Franz in seiner Jugend manche Nacht durchschwärmt und manchen Tag in kühnen Plänen verschwendet hatte. Der sah kaum den Freund von einst im Schatten der Kapuze am Wegrand stehen, da verhielt er sein Roß, drehte sich im Sattel zu seinen Genossen um, so daß die Mandoline auf seinem Rücken in der Sonne glänzte und rief:

“Da schaut euch nur das Mönchsgesicht an und sagt mir, ob ich träume oder wache. Denn vor kurzem war dies noch ein Zecher, der den Tag mit Liebesliedern heilig und die Nacht mit Wein selig sprach. Seht, Brüder, was aus einem Zecher werden kann: ein schlimmer Traum, ein Schreckgespenst. Was sollen wir mit ihm machen?”

“Ist es der”, rief aus dem Zuge der Sohn des Podesta, “der auf dem Marktplatz seine Kleider von sich warf und Frau Armut zum Weibe nahm?”

“Er ist's, schrie Messer Massolino, wandte sich in hellem Zorn zu Bruder Franz zurück und rief:

“Was verunstaltest du die Menschheit, Mönch? Was küssest du den Aussatz, Abtrünniger? Was schändest du die Schönheit, du Teufelssohn? War dir die Welt nicht gut genug, daß du dich aus ihr fortstahlst?”

Da hob Bruder Franz seine stillen Augen zu dem Wütenden auf, dessen Gesicht unter dem Kranz von Rosen noch rote Trunkenheit ausdünstete, und sprach:

“Verzeih mir, Bruder, wenn ich dir Ärgernis gab. Aber ist es unrecht, daß einer spart, wenn alle verschwenden? Siehe, ich arbeite mit den Brüdern am Kapellchen Portiunkula. Wende dich um und sieh, wie es in der Sonne glänzt, das Teilchen! Und erlaube uns, daß wir zu Fuß gehen, unsere Steine tragen, damit an einem Teilchen wenigstens die Welt wieder heil werde.”

Alle, die auf den Pferden saßen, hatten diese Worte gehört, und sie stiegen wie Flammen im Nebel ihrer Trunkenheit auf. Nicht nur daß sie sich über die nüchternen Männer ärgerten, die da im Felde in ihren braunen Kutten die Steine auflasen, das Letzte und Unscheinbarste der Welt, das ihr dennoch die Festigkeit und die Dauer verlieh; es fiel ihnen auch ein, daß jener Franz, der so bescheiden im Akker stand, jedes Papier in seine Zelle tragen ließ, das auf der Straße flatterte, weil ja alles Geschriebene die Buchstaben enthielt, aus denen der kostbare Name des Herrn zusammengesetzt werden konnte. Welch lächerliche Sorgfalt, welch ärmliche Angst! Sie erhitzten sich gegenseitig, indem jeder von ihnen beisteuerte, was er Abträgliches über die närrischen Brüder gehört, und nun, als die Lohe des Hasses überschwoll, spornte Messer Massolino sein Roß und schrie:

“Auf, laßt uns die Gespenster hetzen! Auf, laßt uns die Schemen jagen!”

Aber siehe, wohl toben die Reiter auf ihren Tieren, wohl

Werkzeug seiner Hand

....Was immer oder wo immer ich bin: Ich habe Gottes Willen zu erfüllen. Wenn ich krank bin, soll meine Krankheit Ihm dienen; Wenn Drangsal über mich kommt, soll sie Seinen Willen tun; und wenn ich traurig bin, soll mein Leid Ihm dienstbar sein. Meine Krankheit, meine Ratlosigkeit und Not sind die notwendigen Ursachen irgendeines großen Zweckes, der außerhalb unseres Sehkreises liegt. Gott tut nichts vergeblich. Er mag mir ein langes Leben schenken oder mein Leben bald enden — Er weiß, wozu es dient. Er mag mich meiner Freude berauben und mich in die Fremde schicken, mir die Einsamkeit zur Gefährtin geben, mir den Mut nehmen, die Zukunft vor mir verhüllen — Eh weiß, wozu es gut ist,

....O Gott, ewige Weisheit, ich übergebe mich Dir; ich vertraue Dir aus ganzer Seele. Du bist weiser als ich — und liebst mich mehr, als ich mich selbst lieben kann. Würdige mich, Deine hohen Pläne, welcher Art sie auch sein mögen, an mir zu erfüllen —, wirke in mir und durch mich. Ich bin geboren ,um Dir zu dienen, Dein zu sein, das Werkzeug Deiner Hand . . . Ich verlange nicht zu sehen und nicht zu wissen — ich verlange nur, Dir zu dienen.

Kardinal Newman

gingen die Rosse an, aber gemach, Schritt für Schritt und in der edelsten Gangart, als paradierten sie vor dem Herzog von Mailand am Anfang des großen Turniers. Nichts halfen die gerissenen Zügel, die gestoßenen Sporen: friedfertig unter ihren tobsüchtigen Herren schritt die Kavalkade der Pferde einher, paarweise und sanft nickend, und senkten ihre Mähnen als seidene Fahnen alle zu gleicher Zeit, wenn sie ebenen Schrittes an dem Heiligen vorbeikamen. Nur das Roß des Messer Massolino stand unbewegt auf seinen Hufen, bis alle Gefährten vorüber waren: erst dann hob es seine Hufe vom Boden und ging fromm von dannen.

Das nun brachte den Messer, nachdem das Mönchsjagen ihm selbst zum Spott ausgeschlagen, vollends zur Raserei. Während sein Roß an dem Esel vorbeiging, bückte er sich in den Korb hinüber, der an dem Grauen aufgehängt war, ergriff einen Stein und schleuderte ihn mit gedrehter Wucht gegen die Schulter des Heiligen.

Der Stein war nicht eben groß, und kaum berührte er die Kutte, so glitt er ab und fiel zu Boden. Bruder Johannes aber, der sonst nichts tat und sprach, als was der Heilige tat und sprach, anders sei es ihm gefährlich, so sagte er, wurde nun jäh von dem Zorn des Messer angesteckt wie ein unschuldiges Papier, das neben der Flamme liegt, bückte sich blitzschnell und wollte den Stein gegen den Reiter werfen.

Wie er ihn aber in der Hand hielt, da brachen Feuerflammen daraus hervor. Gerade noch rief der Heilige: "Halt ein, du steckst mir die Erde in Brand!" Da rollte der Stein schon zum Boden hinab, rollte über das Feld hin, ergriff Pinien und Zypressen, ja die Ackerkrume und die Kiesel und wallte rundum auf, daß alles in böser Glut stand bis zum Horizont. Das schien eine arge Not, und wer weiß, was sich erfüllt hätte von alten Weissagungen, wäre nun der Heilige nicht hervorgetreten, ruhevoll wie immer, und hätte dem Bruder, der im Schrecken erstarrt war, den Stein aus der Hand genommen.

Und kaum spürte der Stein die Hand des Heiligen, da legte sich das Feuer, es war nur warm wie vorher, und die Brüder kamen langsam vom Felde herüber und stellten sich neben den Heiligen. Der schob gemächlich den Stein in die Tasche und sagte:

"Da siehst du nun, Bruder Johannes, was alles in den Dingen schläft. Hättest du, der mir sonst jedes Wort nachspricht, zu dem Steine da Bruder gesagt, so wäre gewiß die Flamme nicht aus ihm gebrochen. Aber seht, jeder Halm ist heil auf dem Felde, und wir wollen Gott preisen und für den Messer Massolino beten; er is mein Bruder und ein Knecht Gottes, denn er hat unsere Sünde offenbart."

Und singend gingen bald darauf die Brüder an die Arbeit und schleppten Steine diesen ganzen Tag. Am anderen Tage aber wanderte der Heilige mit ihnen gen Greccio, um dort mit ihnen und mit den Bauern das Weihnachtsfest zu feiern.

Im Walde stellten sie das Kripplein auf und streuten Körner auf allen Wege für die Vöner auf allen Wege für die Lerchen und Wachteln und die anderen Vögel, daß sie die Geburt des Herrn spürten. Auch in den Ställen hatten es die Tiere gut und hatten nichts dawider, ein Ochs und ein Esel als sie nun in der Dämmerung des Heiligen Abends in den Wald an die Krippe geführt wurden, denn das ganze Dorf ging mit, in der Mitte aber ein junges Weib, das trug ihr Knäblein auf den Armen und legte es in die Krippe, so wollte es der heilige Franz.

Er kam nun auch daher, und als die Leute meinten, es sei doch gar dunkel, und einige Burschen wollten schon enteilen, um Fackeln zu holen, siehe, da zog der Heilige den Stein aus seiner Tasche, den Messer Massolino gegen ihn geworfen hatte.

Alsbald begann er zu leuchten und erhellte den Wald mit sanftem Rosenlicht. Immer heller wurde der Stein, und als der Heilige ihn nun auf einen hohen Baumstumpf stellte, der als eine Säule zu Häupten der Krippe stand, da war nicht nur der ganze Wald so licht wie im schönsten Mond, die Bauern und die Brüder sahen nun auch plötzlich mitten im Stein ein liebliches Bild. Aus einem Kranze junger Veilchen blickte das göttliche Kind hervor und lächelte zu seinem Brüderchen hinab, das still verwundert im Krippchen lag.

Das Licht hielt so lange an, wie der Heilige betete und sang. Die Männer schauten und die Frauen weinten, und als der Heilige schon längst seine Predigt beendet, wollte keiner mehr heimgehen, bis denn das Licht ebenso abnahm wie es gewachsen war, bis die Sterne über dem Wald standen und die Brüder die Bauern wieder in ihr Dorf geleiteten samt Ochs und Esel, denn überall, auch in dem Stall und in den Schlafkammern, vor allem aber im Herzen sei das Reich Gottes, sagte der Heilige.

Er barg noch in der Nacht den Stein über seiner Brust in der Tasche seiner Kutte, trug ihn in der Weihnachtsfrühe ganz allein in das Kapellchen von Portiunkula und versteckte ihn in einer Grube der Altarplatte, die schon aufgemauert war.

Niemand hat den Stein mehr gesehen, und die Brüder fragten nicht darnach, denn Bruder Franz hatte ihnen Schweigen geboten, aber um den Wald wob für immer das sanfte Geheimnis. –

Merkworte

Wahrhaftig, die Welt ist in Gefahr, die Freiheit zu verlieren, sie ein für allemal zu verlieren, aus dem einfachen Grund, weil sie damit nichts anzufangen weiß. Georges Bermanos

*

Sei vorsichtig, wenn du nach dem Teufel in jemandem schlägst, daß du nicht Gott in ihm triffst. Leo Tolstei

Die Kolonien fallen wie reife Fruechte

Von Chrysostomus Zodel

Schon vor hundert Jahren hat ein französischer Finanzminister seinem König gegenüber eine Erkenntnis geäußert, die für Afrika in dieser Zeit Wirklichkeit wurde. Er warnte vor dem Erwerb fremder Länder, weil er die Geschichte voraussah: "Kolonien sind wie Äpfel; wenn sie reif sind, fallen sie vom Baum." Wir sind jetzt die Zeugen dieser Ernte in Afrika, wo im letzten Jahr sechzehn Staaten entstanden, wo reife Kolonien vom Baum der europäischen Herrschaft fielen, aber auch unreife, sogar wurmstichige.

Die Mehrzahl der neuen afrikanischen Staaten gehört zur französischen Gemeinschaft, deren Präsident de Gaulle ihnen kurzerhand die Unabhängigkeit gewährte, in der Hoffnung, daß sie freiwillig mit Frankreich zusammenarbeiten werden. In Westafrika entstanden auf diesem schnellen Weg die Republiken Senegal, Sudan, Elfenbeinküste, Obervolta, Dahome und Niger, in Zentralafrika wurden Gabun, Kongo, Ubangi-Schari und der Tschad unabhängig. Abeschlossen wurde die französische Serie durch Madagaskar. Mit den elf früheren französischen Kolonien gingen Belgisch-Kongo, Kamerun, Togo, Somali und das britische Nigeria in die Unabhängigkeit.

Dies gewaltige Änderung der politischen Landkarte Afrikas wird uns durch Krisen eindringlich beigebracht. Wir haben gelernt, daß dem Mali-Bundesstaat die beiden Republiken Senegal und Sudan angehörten, als dieser Bund aufgelöst wurde, als sich die jungen Staaten voneinander trennten. Wir lernen die Provinzen des Kongo kennen, seit dort mit der Unabhängigkeit die Unruhe, der Aufruhr, die Stammesfehden ausgebrochen sind. Uns werden Namen geläufig, die wir vor Jahresfrist nicht einmal kannten, Die ganze Welt kennt Lumumba; Tschombe im Katangastaat; oder den Arzt Banda, der aus dem Gefängnis heraus nach London reiste und dort mit dem britischen Kolonialminister den Unabhängigkeitsplan für das Nyassaland ausarbeitete; oder Mboya, den blutjungen Nationalistenführer Kenias; oder den tatkräftigen Senghor, den Herrn des Senegal, der sich vor seinem Bruder Sudan fürchtet, sicher jedoch vor dessen politischem Führer Keita; oder Kwame Nkrumah, der Herrscher Ghanas und Sekou Touré, der stolze Mann Guineas, beide schon familiäre Figuren des politischen Sprachschatzes.

Ein dramatischer Film

Die schnell aufeinanderfolgenden Unabhängigkeitsfeiern, die Krisen, die vielen neuen politischen Hauptdarsteller stürzen auch erfahrene Beobachter in die Verwirrung eines Mannes, der mitten in die Vorstellung eines dramatischen Films hineingerät und aus dem turbulenten Geschehen auf der Leinwand die versäumte Vorgeschichte erahnen und den Sinn des Ganzen erkennen soll. Was steckt hinter dem Kampf des Katangamannes Tschobe gegen den kommunistenfreundlichen Zentralisten Lumumba? Warum hat Togo vor Ghana Angst? Was bedeutet der mörderische Kampf zwischen den Luluas und den Balubas im Kongo? Wie kommt es überhaupt, daß zwei Republiken Kongo heißen?

Was vielen als neues Gesicht Afrikas erscheint, ist sehr oft sein altes. Seine Züge, die vorher durch den Schleier der Kolonialherrschaft zugedeckt waren, sind durch die Unabhängigkeit bloßgelegt worden. Die Grenzen der neuen Staaten zum Beispiel sind von den europäischen Kolonialmächten gezogen, nicht nach den Vorbildern der afrikanischen Geschichte, nicht nach den Grenzen der stammesmäßigen Zugehörigkeit. Die Grenzen sind so gezogen, wie es das Machtverhältnis der einen europäischen Kolonialmacht zur anderen erlaubte. Vom Standpunkt eines afrikanischen Politikers aus gesehen sind sie zumeist nicht minder willkürlich als es die Zonengrenze für einen Deutschen ist. Es ist daher ziemlich sicher, daß die gegenwärtigen Staatsgrenzen Afrikas nicht von Dauer sein werden.

Stammesfehden

In der afrikanischen Politik werden die Stammesfehden wieder eine Rolle spielen, die unter der europäischen Herrschaft niedergehalten wurden. Sie spielen sich nicht immer, wie zwischen len Luluas und den Balubas, in blutigen Gemetzeln ab, sie sind sehr oft ins Parteileben übertragen worden, wo dann Parteizugehörigkeit gleich Stammeszugehörigkeit ist, ein für das Funktioniere eines modernen Staates störendes Element.

Die überraschende Unabhängigkeit hat auch den Zustand der afrikanischen Führungsschicht bloßgelegt. Lumumba ist nicht ein Zufall, er gehört zu den Folgen des belgischen Zögerns, eine einheimische Führungsschicht heranzubilden. Bis 1956 hat Belgien die Schwarzen offiziell als Kinder angesprochen, hat wie ein Unternehmer gehandelt, der seine Erben nicht auf ihre Aufgabe vorbereitet und dann erstaunt ist, wenn ein Luftikus alle anderen an die Wand spielt und das

Erbe vertut. Diese afrikanische Führungsschicht rekrutiert sich aus den Häusern der Stammesfürsten, aus den Intellektuellen — viele Politiker Afrikas kommen aus dem Lehrerberuf, aus der gewerkschaftlichen Schule, wobei die roten Gewerkschaften eifriger waren als die freien. Zwischen diesen Gruppen gibt es in jedem Land Konfliktstoff genug. Aber auch zwischen den einzelnen Ländern entbrennt ein Wettkampf. Lumumbas Ausspruch, Leopoldville sei die Hauptstadt Afrikas, ist lediglich die ins Lächerliche übertriebene Schau eines Ehrgeizes, den andere afrikanische Politiker für ihre Hauptstadt ernsthaft hegen.

Die europäische Saat

Zu den politischen Konfliktstoffen müssen soziale und wirtschaftliche hinzugerechnet werden. Zu dem innerafrikanischen Umwandlungsprozeß kommt der äußere Kampf um Afrika. Die Unruhen im Kongo haben auch den Blinden offenbart, wie stark die Sowjetunion bereits den Boden für sich bereitet hat. In Guinea haben sich die Rotchinesen einen Posten gesichert. Nasser versucht, aus Kairo ein Mekka für die afrikanische Politik zu machen. Amerika ist dabei, die Höhe des Einsatzes in Afrika zu entdecken. Und Europa? Es ist belastet durch die Kolonialmächte, es ist auch aus diesem Grunde nicht einig darüber, was in Afrika getan werden muß, es verzettelt seine Kräfte, die europäischen Staaten stechen sich gegenseitig aus. Hinter dieser machtpolitischen Auseinandersetzung ist die geistig-religiöse sichtbar. Sie wird die entscheidende sein. Das Christentum, der Islam und der Kommunismus ringen um die Seele Afrikas.

Afrika ist also ein unruhiger Kontinent geworden, ein Kontinent, in dem große politische, wirtschaftliche, soziale und geistige Wandlungen das Leben aufwühlen. Dieser Prozeß geht nicht ohne Kämpfe, ohne Ausschreitungen vor sich. Wenn wir Überraschungen ertragen und den allgemeinen Weg voraussehen wollen, müssen wir uns vor sentimentalen Vorurteilen hüten. Das eine lautet: "Seht euch nur an, was die Schwarzen mit der Unabhängigkeit machen! Den Staat können sie nicht führen, die Industrie nicht arbeiten lassen. Aber die Bringer dieser Fortschritte, der Schulen und Krankenhäuser, der Straßen und Städte, die Weißen jagen sie davon. Die Afrikaner sind undankbare Geschöpfe." Das andere Vorurteil sieht in jedem Afrikaner, der die Unabhängigkeit fordert, einen Helden des Fortschritts. In Wirklichkeit haben weder die Weißen, noch die Schwarzen immer recht. Während europäische Fortschrittsapostel Lumumba noch in Schutz nehmen, haben die afrikanischen Politiker bereits die Leere des Mannes erkannt. Die Kolonialmächte haben zweifellos zivilisatorisch Großes geleistet, sie haben aber auch solidere afrikanische Sozialordnung zerstört, ohne Besseres zu bringen. Der Nationalismus, die Rassenüberheblichkeit, die Gier nach dem Gelde sind europäische Importwaren. Die Ernte in Afrika ist der europäischen Saat entsprungen, auch das Unkraut. –



Mariä Lichtmess

Du trägst das Licht der Ewigkeit
Maria, Auserwählte!
Du Morgenröte dieser Zeit,
du himmlische Vermählte.

Durch dich erst wurde dieser Welt
die Dunkelheit gnommen —
und alle Herzen sind erhellt,
die von dir sind gekommen.

Du Fackel Gottes, Feuerherd,
du Glut der großen Liebe;
bitt, daß auch meine Liebe währt
im kalten Weltgetriebe.

Laß leuchten lange noch in mir
den weihnachtlichen Schein,
auf daß ich, auf dem Weg zu dir,
selbst Lichtlein möge sein.

Du trägst das Licht der Ewigkeit,
Maria, Auserwählte!
Du Morgenröte aller Zeit,
du ewig Lichtvermählte!

Rudolf Frevel

Nicht das Geld allein

Als Ende September ein schwerer Taifun weite Gebiete Japans verwüstete, berichteten Funk, Fernsehen und Presse ausführlich in Wort und Bild über diese Naturkatastrophe: Tausende von Toten und Hunderttausende von Obdachlosen ließ sie zurück. Unter den ersten größeren Spenden, die in Japan für die Opfer des Taifuns eintrafen, waren zwei Beträge aus Deutschland: 50 000 DM von der deutschen Bundesregierung und 100 000 DM von den deutschen Bischöfen.

Diese 100 000 stammten aus der Fastenaktion der deutschen Katholiken. Es war nicht die erste große Hilfe, die aus der Fastenaktion in die Welt ging, um Menschen, die durch Überschwemmungen, Dürrekatastrophen, kriegerische Auseinandersetzungen und ähnliches in Not und Elend geraten waren, durch eine schnelle und direkte Hilfe vor der ärgsten Not zu bewahren, ihnen durch Lebensmittel, Medikamente und Decken für den Augenblick die bitterste Not zu lindern. Ein paar Beispiele seien dafür genannt: Allein 364 000 DM gingen nach Nordafrika (Tunesien, Marokko, Algerien, um den Hunderttausenden von algerischen Flüchtlingen, die der Krieg von Haus und Hof vertrieben hat und die nun, über ganz Nordafrika zerstreut, in den Lagern im Bannkreis der Städte, in den Elendsquartieren von Tunis, Algier oder der anderen Großstädte oder einfach unter freiem Himmel hausen, eine Hilfe zu bringen und damit zu dokumentieren, daß die Christen im alten Europa nicht nur das Schwert des Krieges und den Rechenstift des Kaufmannes, sondern auch die brüderliche Liebe bringen können.

Ein anderes Beispiel: Südwestafrika und Französisch-Westafrika haben im Vorjahr unter einer Dürre gelitten, die selbst für afrikanische Verhältnisse einer Katastrophe gleichkommt. Ganze Viehherden gingen in Südwestafrika aus Wasser- und Futtermangel ein oder mußten abgeschlachtet werden. Die Menschen hungerten und hatten in weiten Gebieten buchstäblich nicht einmal die Hand voll Hirse oder Mais, um wenigstens eine Mahlzeit täglich zu sich nehmen zu können. Auch hier haben die deutschen Bischöfe eine großzügige Hilfe zur Verfügung gestellt: 410 000 DM zum Kauf von Lebensmitteln, die vor allem Kindern, Müttern und alten Menschen zugute kamen. Die Ursache dieser schrecklichen Not konnte damit nicht beseitigt — aber wenigstens ihre Auswirkung gemildert werden.

Der bereits erwähnte Taifun war nicht nur über Japan gerast, sondern auch, was weniger bekannt ist, über das benachbarte Korea, und hat dort vor allem die Stadt Pusan in Mitleidenschaft gezogen. 25 000 DM stellten die deutschen Bischöfe für die Notleidenden von Pusan zur Verfügung.

Die Reihe könnte beliebig fortgesetzt werden: Mit einer Hilfe von 50 000 DM konnte die Not einer Überschwemmung auf Formosa gelindert werden; 25 000 DM brachte eine Hilfe für die Opfer der Überschwemmung, die in den letzten Oktobertagen über Mexiko gekommen war. Ähnliche Hilfen gingen bereits im Sommer nach Uruguay, Argentinien und Madagaskar.

Die deutschen Bischöfe waren, das darf mit einem gewissen Stolz gesagt werden, im Sommer und Herbst des vergangenen Jahres immer zur Stelle, wo es galt, Menschen, die in Not geraten waren, eine schnelle und großzügige Hilfe zu schenken. Über dem materiellen Wert der Hilfe darf nicht übersehen werden, daß darin für die Nichtchristen, denen diese Hilfe vorwiegend zuteil wurde, immer auch ein Stück christlicher Bruderliebe sichtbar wurde. Nicht immer ist bei solcher Hilfe die Höhe der Summe entscheidend. Der Mensch, der spürt, daß Christen, fremde Menschen, sich seiner Not annehmen, wird diesen geistigen Gewinn vielleicht noch dankbarer empfinden als den materiellen Wert der Gabe. Wer wollte leugnen, daß diese Hilfe aus der Fastenaktion, so uneigennützig sie gegeben wurde und sowenig mit ihr eine "Missionierung" im herkömmlichen Sinn erstrebt wurde, mit dazu beiträgt, die Herzen der Beschenkten für Christi Liebe aufzuschließen?

Wo Menschen durch Naturkatastrophen in Gefahr sind, muß die unmittelbare und direkte Hilfe, das Verschenken von Lebensmitteln, Kleidung und Medikamenten, einsetzen. Das ist freilich leichter gesagt als getan, und kaum einer, der die Verhältnisse in Afrika oder Asien nicht kennt, kann sich vorstellen, daß es zuweilen einfach nicht möglich ist, diese Hilfe wirklich an den Mann zu bringen, weil es an allem fehlt, was etwa ein europäisches Land für den Fall einer Naturkatastrophe an eingespieltem Apparat und Organisation in Gang setzen kann: auf Länder-, Kreis- und Ortsebene durchorganisierte und aktionsfähige Wohlfahrtsverbände, ein Netz von Straßen, Bahnen und Flugplätzen, ein bis ins kleinste Dorf ausgebautes Gesundheitswesen, staatliche und private Material- und Lebnsmittlvorräte, eine spezialisierte und fachkundige Verwaltung, all das fehlt für die Länder Asiens und Afrikas weitgehend. Konkret gesprochen: Wenn im Westen Afrikas eine Dürrekatastrophe ausbricht, fehlen nicht nur Straßen und Bahnen, um die Hungernden schnell zu erreichen, es fehlen aus die Transportmittel, die Stellen, die in der Lage sind, die Hilfe überhaupt zu verteilen. Es ist nicht selten, daß in diesen Ländern bei solchen Katastrophen trotz besten Willens buchstäblich aus "technischen" Gründen nicht einmal

zehn Prozent der Betroffenen geholfen werden kann. Diese Erkenntnis mag deprimierend sein. Sie zeigt aber auch, wie falsch, ja geradezu gefährlich es sein kann, Vorstellungen über Art und Auswirkungen von Hilfemaßnahmen, die im sozial und technisch durchorganisierten Europa richtig sind, einfach auf die ganz andere Situation der Entwicklungsländer zu übertragen.

Die Hilfe in ausgesprochenen Fällen einer Katastrophe stellt freilich nur die eine Seite der Zielsetzung der Fastenaktion gegen Hunger und Krankheit dar. Einen weit größeren Raum nimmt die Hilfe ein, die in Gebiete andauernder oder periodischer Not geht. Diese Not trägt ein vielfältiges Gesicht; es ist nur selten die absolute Hungersnot, in der der Mensch buchstäblich am Verhungern ist. Es ist ein Mangel an Grundnahrungsmitteln, der zwar ein kümmerliches Leben, aber kein Sattwerden erlaubt, der vielleicht zwingt, sich auf nur eine Mahlzeit täglich oder gar jeden zweiten Tag einzuschränken. Es kann ein qualitativer Hunger sein, ein Mangel an bestimmten lebensnotwendigen Nährstoffen, etwa an Mineralien, Proteinen und Vitaminen. Also ein Hunger, der sich nicht so sehr als leeres Gefühl in der Magengrube bemerkbar macht, als vielmehr den Menschen schwächt, einen idealen Nährboden für eine ganze Skala von Krankheiten abgibt, Energie und Arbeitslust raubt und auf die Dauer zu Siechtum und frühem Altern führt.

Hunger in diesen beiden genannten Formen — unzureichende Menge von Grundnahrungsmitteln und unzureichende Nährstoffe — aber leiden heute über zwei Drittel der Menschheit. Diese Erkenntnis wirkt noch erschütternder, wenn man weiß, daß die Zahl der hungernden Menschen von Jahr zu Jahr größer wird. Dafür einige Zahlen:

Unter dem Existenzminimum (weniger als 2200 Kalorien) lebten 1938 38,6 Prozent der Bevölkerung, 1953 waren es 59,6 Prozent. Gerade über dem Existenzminimum, aber unterhalb einer Versorgung, die zu normaler menschlicher Aktivität befähigt (2200 bis 2700 Kalorien), lebten 1938 30,8 Prozent, 1953 waren es 12,7 Prozent. Ausreichend ernährt (über 2700 Kaloren) waren 1938 30,6 Prozent, 27,7 Prozent der Menschheit waren es 1953.

Die Ernährungssituation ist also nicht besser, sondern schlechter geworden. Das wird auch klar, wenn man weiß, daß von 1938 bis 1953 die landwirtschaftliche Produktion in der Welt nur um 17 Prozent, die Zahl der Menschen aber um 25 Prozent gestiegen ist. Geht man von diesen beiden Wachstumsraten aus, so wird erschreckend klar, daß die pro Kopf jährlich verfügbare Nahrungsmittelmenge von Jahr zu Jahr geringer wird. Tatsächlich: pro Kopf der Bevölkerung stehen heute, gemessen an der Situation von 1938, lediglich 99 Prozent der Weizenmenge und 87 Prozent der Reismenge zur Verfügung, um einmal zwei der Hauptgrundnahrungsmittel zu nehmen.

Damit aber bleibt das Problem des Hungers in der Welt — und das gilt für die unmittelbare Gegenwart und Zukunft noch mehr, wenn man weiß, daß die Weltbevölkerung voraussichtlich bis 1980 um eine weitere Milliarde auf vier Milliarden ansteigen wird — keine Frage der besseren Verteilung der vorhandenen Lebnsmittel, sondern ein Problem der Erzeugung zusätzlicher Lebensmittel. Wer also — und das gilt auch für das bischöfliche Werk gegen Hunger und Krankheit — den Hunger ernstlich bekämpfen will, kann nicht die wenigen vorhandenen Lebensmittel verteilen, sondern muß helfen, daß mehr Lebensmittel erzeugt werden.

Dise Erkenntnis kann nicht bestritten werden. Daraus aber die praktischen Folgerungen zu ziehen ist gerade für ein Werk, das schnell helfen will, eine nicht immer leichte Entscheidung. Wenn deshalb die Bischöfe den Großteil der aus der Fastenaktion kommenden Hilfsmöglichkeiten für solche Maßnahmen ansetzen, die tatsächlich nicht nur Lebensmittel verteilen, sondern erzeugen wollen, so geschah dies nicht, weil dieser Weg etwa leichter wäre — im Gegenteil —, sondern weil er allein wirklich den Hunger und seine Ursache beseitigen kann. Dieser Weg freilich zeitigt die Erfolge nicht innerhalb weniger Wochen oder Monate. Bevor diese Ernte eingebracht werden kann, muß im wahrsten Sinne des Wortes gesät werden.

Ein Beispiel soll wenigstens verdeutlichen, wie mit den Mitteln der Fastenaktion diese “Saat” erfolgt: In Haute Volta (Westafrika) ist nur ein kleiner Prozentsatz des Bodens in eine sinnvolle und sachgerechte Bebauung einbezogen. Die Wurzel und das gebogene Stück Holz sind bei der Masse der Bevölkerung das traditionelle Mittel, mit dem der Boden bebaut, genauer gesagt, aufgeritzt wird. Die Ernteergebnisse sind entsprechend dürftig. Wie aber will man eine Bevölkerung, die kaum Ursache und Wirkung erfaßt, eher noch durch das Beispiel mitgezogen werden kann, eine neue und bessere Bebauungsweise lehren? Offensichtlich nur, indem eine kleine, besonders aufgeschlossene Zahl von Afrikanern dieses Beispiel selbst abgibt.

Der Missionsbischof von Kondougou, Excellenz Bretault, wählte diesen Weg. Er hat Hunderte von afrikanischen Katechisten auf den Dörfern sitzen. Diese Katechisten bilden eine besonders aufgeschlossene Schicht. Wenn es gelingt, sie, die mitten unter ihren Landsleuten wohnen, dasselbe Stück Land bebauen, zu einer neuen besseren Bebauung anzuleiten, wird das Beispiel Schule machen. Bischof Bretault machte das Experiment. Er wählte 100 Katechisten aus, die er nicht nur im Katechismus schulte, sondern ihnen zugleich eine solide landwirtschaftliche Ausbildung gab. Sie gingen auf die Dörfer und bildeten dort einen Sauerteig: Das bedeutet, daß 100 Dörfer einen “Motor” für besseren Land- und Gartenbau hatten. Und das Ergebnis: heute haben diese Dörfer schon den doppelten Ernteeintrag. Das Experiment ist zu 100 Prozent geglückt. Das Ausbil-

Mr. Praesident und der Glaube

Konfessionelle Vorurteile im amerikanischen Wahlkampf

Der amerikanische Wahlkampf hat durch die Präsidentschaftskandidatur des Katholiken John F. Kennedy zum Erstaunen der Welt einige konfessionelle Vorurteile wieder hochgespült, die man von dem freiesten Volk der Erde für längst überwunden ge glaubt hatte. Für manche frommen Protestanten und Anhänger der zahllosen Sekten Amerikas — man nennt sie im Volksmund die "Bigotten" — war es unvorstellbar gewesen, daß ein Katholik das höchste Staatsamt der Vereinigten Staaten einnehmen könne. Sie befürchteten, daß er unter dem Gewissensdiktat des Papstes stehen könne und daß somit eine ausländische Macht Einfluß auf die Politik der USA gewinnen werde. Schon einmal hatte ein Katholik sich als Präsidentschaftskandidat aufstellen lassen und war an den Widerständen der antirömischen Kreise gescheitert: Alfred Emanuel Smith, der volkstümliche Gouverneur des Staates New York, der im Jahre 1928 gegen Herbert Hoover unterlag. Seit damals waren allerdings große Veränderungen in der öffentlichen Meinung Amerikas eingetreten. Die überwiegende Mehrheit aller von dem Institut des Meinungsforschers Dr. Gallup befragten Amerikaner hatten erklärt, daß sie auch einen katholischen Präsidentschaftskandidaten wählen würden, wenn sie ihn für den besseren Politiker hielten. Auch weite Kreise der evangelischen Geistlichkeit hatten sich gegen anti-katholische Affekte im Wahlkampf ausgesprochen; aber das konnte nicht verhindern, daß bei vielen Gegnern von Jack Kennedy doch das konfessionelle Element eine große Rolle spielte. Obwohl die amerikanische Verfassung ausdrücklich einen religiösen Befähigungsnachweis für den öffentlichen Dienst ablehnt, ist es einfach eine Tatsache, daß auch heute noch die Katholiken ähnlich wie Juden und Neger von weiten Bevölkerungskreisen nicht als Vollamerikaner angesehen werden. Daraus mag es auch zu erklären sein, daß bei den amerikanischen Katholiken Religion und Patriotismus ein viel engeres Bündnis eingegangen sind, als wir Deutsche das gewöhnt sind. Man will sichtbar unter Beweis stellen, daß man sich an Vaterlandsliebe von den Andersgläubigen nicht übertreffen läßt. Trotzdem konnten Zweifel und Mißtrauen der alteingesessenen protestantischen Bevölkerungsschicht bis jetzt nicht völlig überwunden werden. Toleranz and Gleichberechtigung der Konfessionen sind also auch in dem freiheitlichen Amerika kein unumstrittenes Gut, das in jeder Hinsicht als gesichert angesehen werden kann.

Wenn man die Gründe für solche Schwierigkeiten erforschen will, muß man auf die Geschichte der USA zurückgreifen. Die ersten Kolonisten, die nach Nordamerika kamen, waren Engländer, also Angehörige der anglikanischen Staatskirche oder Puritaner, auf jeden Fall Gegner der Katholischen Kirche. Lange Zeit war in der englischen Kronkolonie der Protestantismus Staatsreligion. Katholiken wurden höchstens geduldet, aber sie waren streng überwacht und besaßen keinen gesetzlichen Schutz. Erst durch die Unabhängigkeitserklärung wurde die freie Religionsausübung in den Staaten verwirklicht. Da aber nun viele Einwanderer aus katholischen Ländern nach Amerika kamen, befürchtete man eine Gefahr für die ursprünglich protestantische Kultur der USA. Die mittellosen irischen, deutschen, italienischen und polnischen Neubürger gehörten zudem den unteren sozialen Klassen an und konnten sich so nur schwer neben den reichen und mächtigen eingesessenen protestantischen Bürgern behaupten.

Das ist inzwischen aller gründlich anders geworden. Die Katholiken machen heute 23 Pro-

---

dungszentrum bei Koudougou wird nun derzeit mit 470 000 DM aus der Fastenaktion vergrößert und so ausgestattet, daß Bischof Bretault weitere 500 Katechisten landwirtschaftlich schulen kann. 500 weitere Dörfer werden damit in die Lage versetzt, im besten Sinn sich selbst zu helfen. 1000 DM pro Dorf — das scheint uns in der Tat gut angelegt.

Koudougou steht nicht allein. Rund 20 ähnliche Ausbildungszentren werden aus dem Fastenopfer gefördert,unterhalten, erweitert, besser ausgestattet. Es ist unmittelbar Kampf gegen Hunger und damit auch gegen die Krankheit. Es ist ein Kampf, der die Ursachen, nicht bloß die Syptome des Hungers beseitigt, der nicht allein mit Geld bestritten werden kann, weil er von Menschen geführt werden muß. Menschen, die bereit und in der Lage sind, sich diesen Problemen und vor allem den Menschen dieser Länder persönlich zu widmen, sich als Lehrer und Führer selbstlos zur Verfügung zu stellen. Nur einiges konnte in diesen wenigen Zeilen gesagt werden. Dennoch wird wohl auch aus dem wenigen klar, daß es bei einem solchen Werk nicht um bloßes Geldverteilen geht und daß es unverantwortlich wäre, wollte man die Hilfe aus der Fastenaktion ohne intensiven Kontakt mit Fachleuten leisten oder ohne verantwortliche Planung und Überlegung den hochherzig gespendeten Opfergroschen unserer Katholiken ausgeben, –

zent der amerikanischen Bevölkerung aus, sie sind außerdem in alle Gesellschaftsschichten eingedrungen. Mit mehr als 40 Millionen Gläubigen ist die Katholische Kirche zur größten kirchlichen Gemeinschaft geworden. Aber in dem unterschwelligen Bewußtsein vieler Amerikaner ist immer noch das Vorurteil verankert, die Katholiken seien ein Fremdkörper in der amerikanischen Kultur. Eine hierarchisch aufgebaute Kirche in einem demokratischen Staat sei ein Widerspruch in sich, also sei die katholische Kirche eine immanente Gefahr für die Freiheitsrechte der USA.

Interessant ist die Feststellung, daß die Katholiken der Vereinigten Staaten keineswegs für Kennedy eintraten; auch der Episkopat und die Geistlichkeit nahmen in dem Wahlkampf eine streng neutrale Haltung ein. Sie alle waren durchaus nicht der Meinung, der Katholik Kennedy könne ihnen im Weißen Haus mehr nützen als der protestantische Nixon, da ja auch der Quäker Hoove, der Baptist Truman, der Presbyterianer Eisenhower und selbst der Freimaurer Roosevelt in katholischen Angelegenheiten sich durchaus unvoreingenommen verhalten hätten. Die Katholiken der USA sind eben in der glücklichen Lage, daß die beiden amerikanischen Parteien der Kirche durchweg loyal gegenüberstehen, so daß ein Katholik ebenso gut Republikaner wie Demokrat sein kann. Ja, manche Katholiken befürchten, daß ein Katholik im Weißen Haus zu einer Belastung werden könne, da Fehler und Rückschläge während seiner Regierungszeit leicht der Kirche angerechnet werden könnten.

Die konfessionellen Auseinandersetzungen um Kennedy haben aber auch eine gute Wirkung gehabt: Sie haben die amerikanischen Katholiken gezwungen, über die Stellung der Kirche in einem demokratischen Staat erneut nachzudenken. Gewissensbindung durch den Glauben und die Freiheitsrechte des Bürgers bilden durchaus keine Gegensätze. Die Katholiken Amerikas leisten der gesamten Kirche einen unschätzbaren Dienst, indem sie vor aller Welt den Beweis führen, daß die Kirche auch in einem modernen Staat ihren Platz einzunehmen weiß. Kp.

Feierabend

Eine Geschichte von Wolfgang Altendorf

Herr Garstein fuhr mit dem Wagen nach Hause. Er fuhr rasch, bog dann aber nicht in die Garage ein, sondern ließ sein Auto vor der Gartenpforte stehen. Er öffnete die Haustür, hing seinen Hut auf den Haken und ging in die Küche. “Ist das Essen fertig?” fragte er.

“Gleich”, antwortete seine Frau. “Du solltest dir Erich einmal vorknüpfen’, fuhr sie fort.

“Ich weiß nicht, was mit dem Jungen los ist.”

“Na ja, später”, sagte Herr Garstein ein wenig mißmutig. Er hatte anderes vor. Seit drei Tagen lief das Rennen im Sportpalast. “Wo ist die Zeitung?” fragte er.

“Im Ständer unter dem Radio.”

“Kann es nicht etwas schneller gehen mit dem Essen?”

“Ja doch, ja doch”, sagte seine Frau. “Mußt du denn absolut wieder weg? Erich macht mir Sorgen.”

“Ich bin mit meinen Leuten verabredet. Hans hat die Karten besorgt. Herrgott — ich leiste mir ja sonst nichts!”

Das Essen kam auf den Tisch. Herr Garstein hatte neben sich die Zeitung liegen und studierte den Sportteil. So hatte er keinen Blick für seinen Sohn. Er wußte kaum, was er aß, blickte dann und wann auf seine Armbanduhr und erhob sich schließlich, indem er die Zeitung zusammenfaltete, sie in die Rocktasche schob und seine Frau kurz tätschelte. “Warte nicht auf mich. Es wird bestimmt spät werden.” Jetzt erst fiel sein Blick auf seinen Sohn. “Was ist denn dir über die Leber gekrochen?” fragte er.

“Nichts”, antwortete Erich.

“Na dann — — !” Herr Garstein nahm seinen Hut vom Haken, eilte durch den Vorgarten seines Hauses, setzte sich in den Wagen und fuhr davon.

Frau Garstein sah ihm durchs Fenster nach.

So war das also, dachte sie. Er gönnt sich nichts —! Das hatte er gesagt, bevor er den Vertrag für das Auto unterzeichnete. “Wir können uns das Auto leisten, schließlich gönne ich mir ja sonst nichts.” Was gönnte sie sich denn? Sie saß zu Hause. Natürlich, manchmal blieb er zu Hause, hörte Radio, las und ging früh zu Bett. Aber das wor für ihn sozusagen eine Verschnaufpause. Der Körper verlangte es von ihm. Dann und wann mußte er sich ausruhen von dem, was er sich nicht gönnte. Frau Garstein lachte ein wenig bitter auf. Nicht einmal für Erich hatte er Zeit.

“Ich gehe noch ein wenig”, sagte Erich.

Wo willst du denn hin?”

“Ein bißchen die Straße auf und ab. Da ist doch nichts dabei, oder?”

Sie wußte daß er log. Aber er log so fest, so bestimmt, so ohne Scham, ohne rot zu werden, daß sie immer wieder zweifelte. Was war denn wirklich mit ihm los? Er sagte es ihr nicht. Vielleicht hätte er es seinem Vater gesagt?

Jetzt war sie allein. Mein Gott, ja, Feierabend! Schöne Sache das mit der Fünf-Tage-Woche. Es gab Familien, die wirklich etwas davon hatten. Sie genossen die Freizeit, die ein großes Geschenk für sie war, eine geradezu unfaßbares Geschenk, undenkbar noch vor zehn Jahren! Hier, bei ihr, zerrann die Familie. Sie löste sich jeden Freitagabend auf. Einzig sie hütete das Haus. War das ihr Los?

Als Herr Garstein um drei Uhr

in der Frühe zurückkehrte, brannte im Schlafzimmer noch Licht.

"Ich habe doch gesagt, du sollst nicht auf mich warten!"

"Ich wartete nicht auf dich", antwortete sie. "Ich warte auf Erich."

"Erich? Ja, ist denn der Bengel nicht auf seinem Zimmer?"

"Ich würde sonst nicht auf ihn warten."

"Ich glaube, ich muß ihm mal die Hosen stramm ziehen! Sechzehn Jahre —! Als ich sechzehn war, lag ich spätestens um zehn im Bett. Wo treibt er sich denn herum?"

"Das fragst du mich?"

"Wen denn sonst?" wunderte sich Herr Garstein.

"Weshalb fragst du dich nicht selbst?"

"Na, hör mal. Du weißst doch ganz genau, daß ich — — —.

"Nichts weiß ich!" rief sie nun, und die Tränen rannen ihr übers Gesicht. "Gar nichts! Ihr geht und laßt mich hier sitzen. Ihr fragt euch beide nicht, was ich mache. Das ist wohl in Ordnung, daß ich zu Hause sitze und auf euch warte, wie?'

"Na, dazu ist jetzt doch keine Zeit. Wir müssen uns um den Jungen kümmern. Hat er denn nicht gesagt, wo er hingehe?"

"Nein."

"Und das läßt du dir gefallen? So ein Junge hat doch gefälligst seiner Mutter zu sagen — —."

Er brach ab.

"Gefälligst", sagte sie, "gefälligst — —." Du kümmerst dich nicht um ihn, und mir ist er über den Kopf gewachsen, weil du dich nicht um ihn kümmerst. Seit drei Tagen schleppt er irgend etwas mit sich herum. Dir aber ist es gleichgültig!"

'Sie hat recht', dachte Herr Garstein. Aber er ließ es sich nicht anmerken. "Hast du die Polizei angerufen?"

"Die Polizei —?' '

"Es ist doch ganz ungewöhnlich, daß ein kaum sechzehnjähriger Junge um drei Uhr in der Frühe noch nicht daheim ist."

"Es sollte ungewöhnlich sein", sagte sie.

"Ist das denn schon öfters passiert?"

"Vorige Woche schon einmal."

"Aber das muß man mir doch sagen!"

"Wie kann ich dir etwas sagen, wenn du von vornherein abwinkst, wenn du nur noch deine Zeitung kennst, wenn deine Freunde dir wichtiger sind, als deine Familie?"

Er schwieg.

"Ich gehe einmal auf die Wache", sagte er schließlich. "Die ist um die Ecke. Sicher ist sicher."

"Hier ist nichts gemeldet", sagte der Wachtmeister. "Unsere Stadt ist groß. Vielleicht hat der Junge ein Mädchen?"

"Das glaube ich nicht", sagte Herr Garstein.

"Na wird schon wiederkommen", tröstete ihn der Wachtmeister. "Kommen Sie morgen früh nochmals vorbei."

Um sieben Uhr war Herr Garstein wieder auf der Wache. Es war Samstag.

"Ich kann Ihnen da nur einen Rat geben — — ", der Polizist zögerte. "Gehen Sie mal zum Leichenschauhaus."

"Um Himmels Willen —!"

"Ich habe Ihre Suchanzeige weitergegeben. Bis jetzt ist mir nichts gemeldet. Wenn Ihrem Jungen wirklich etwas zugestoßen ist, wenn man ihn aufgefunden hat, dann hat man ihn vielleicht nicht identifizieren können? Aber ich glaube nicht, daß ihm etwas zugestoßen ist."

Herr Garstein begab sich zum Gerichtsgefängnis. In einem Seitenflügel war das Leichenschauhaus. Nun ging er mit dem Wärter an den Bahren vorbei. Es waren fünf Tote, das Ergebnis einer einzigen Nacht: ein alter Mann, der unter dem Brückenpfeiler eingeschlafen war, ein Mädchen, das man im Fluß aufgefischt hatte, zwei Männer aus einem Autounfall und ein Junge. Der Junge war schrecklich verstümmelt. Man konnte seine Gesichtszüge nicht erkennen. Auch sein Anzug war zerfetzt und verschmutzt. Herr Garstein preßte beide Fäuste an die Stirne. Erich? Das Alter stimmte, die Größe, die Farbe des Haares. Hatte Erich nicht einen ähnlichen Anzug getragen? Er überlegte krampfhaft, aber er wußte es nicht. Er hatte gestern abend an seinem Tisch gesessen, aber er wußte nicht einmal, was er angehabt hatte.

"Ist er das?" fragte der Wärter.

"Nein, nein — —, nein, bestimmt nicht."

Der Wärter deckte die Leiche wieder zu. "Merkwürdige Sache, das", sagte er. "Der Junge hat sich unter die Straßenbahn geworfen. Was mag da wohl zu Hause vorgegangen sein?"

Herr Garstein verließ das

Hornhaut im Rücken

Zehn Minuten vor Ladenschluß. Die Frauen stehen beim Krämer in Zweierreihen. Dran ist die Kundin mit der Hornhaut im Rücken. Sie fühlt die Dolche nicht, die sie von hinten durchbohren. Auch sie hatte zuvor gewartet. Nun schlägt ihre große Viertelstunde.

Sie hält lange Monologe. Etwa so: "Der Schinken von neulich war meinem Mann zu salzig. Wie ist der von heute? Lassen Sie mich mal einen Happen probieren. Na ja, zwei Scheiben bitte! Haben Sie noch von den Keks, die meinem Lottchen so gut schmecken? Nein, nicht die da vorne, die da hinten. Halt, warten Sie mal, von beiden Sorten ein Achtel! Und welche Marmelade können Sie mir empfehlen?"

Die Verkäuferin zählt sämtliche in- und ausländische Marken auf. Der Zeiger rückt auf fünf Minuten vor Toresschluß. Die Volksseele kocht. Die Kundin mit der Hornhaut prüft ihre Liste und scheint zufrieden......

Dann feuert sie aber noch die Schlußpointe ab: "Ein Viertel gemischten Aufschnitt, von allem und recht dünn geschnitten!"

Eine Mutige tippt sie an. "Hätten Sie diese detaillierten Bestellungen nicht in einer ruhigeren Zeit aufgeben können?" Sie dreht sich empört um. "Ich, warum? Gleiches Recht für alle. Wo bleibt sonst die Demokratie — sagt mein Mann." (Sonntagsblatt

Schauhaus. "Unter die Straßenbahn", flüsterte er, "unter die Straßenbahn". Draußen schien die Sonne hell und warm.

Erich — —! Herr Garstein blieb stehen. Sollte er noch einmal umkehren? An der Hand besaß Erich eine Narbe. Er wagte es nicht. Das alles ging über seine Kräfte. Vielleicht hatte der Junge irgend etwas angestellt, hatte keinen Ausweg mehr gewußt — — und er? Er war zum Sechs-Tage-Rennen in den Sportpalast gegangen.

Herr Garstein fuhr mit seinem Wagen nach Hause. So also endete ein Leben. O ja, sein Leben war zu Ende, wenn das sein Junge war, dort im Schauhaus auf der Bahre. Der Polizist hatte gesagt, daß nichts gemeldet sei. Niemand vermißte einen Jungen, außer ihm. Niemand. So war es also gewiß. Konnte er mit dieser Gewißheit seiner Frau unter die Augen treten?

"Ehrich hat angerufen", sagte Frau Garstein.

"Angerufen —?" Er ließ sich in den Sessel fallen. Die Beine versagten ihren Dienst.

"Angerufen", wiederholte er, und in dieser Sekunde durchlebte er alle Ängste zum zweiten Mal. Sie durchströmten seinen Körper und gaben ihn schließlich frei. Er seufzte auf. "Wo ist er denn?"

"Auf der Polizei", antwortete sie zögernd. "Aber du darfst das nicht zu ernst nehmen. Der Junge kann nichts dafür. Man hat sie alle bei einer Razzia festgenommen. Jetzt sitzen sie im Jugendgefängnis und werden verhört, alle, auch die, die nichts damit zu tun haben. Erich hat nichts damit zu tun, das weiß ich. Der Inspektor glaubt es auch. Ich habe mit ihm gesprochen."

"Ja", antwortete Herr Garstein. "Es ist gut. Ich hole ihn ab. Was haben die Burschen denn angestellt?" "Krawall in der Nacht. In der Fürstenstraße haben sie die Gaslaternen ausgetreten. Ich habe nicht einmal gewußt, daß das möglich ist, aber der Inspektor hat es mir erklärt. Man tritt kräftig gegen den Laternenmast mit dem Fuß — —, also diesen Unsinn haben sie gemacht."

"Haben wir nicht ebenfalls Unsinn gemacht, als wir jung waren?" fragte Herr Garstein und lachte. Machen wir jetzt nicht noch größeren Unsinn?"

"Nehmen Sie ihren Sohn gleich mit", sagte der Inspektor. "Er kommt wohl nicht in Frage. Aber ziehen Sie ihm ein wenig die Kandare an!"

Nächstes Wochenende fahren wir in die Berge", sagte Herr Garstein zu seinem Sohn und stieß ihn ein wenig in die Seite. "Na was meinst du."

"Ich weiß nicht — —."

Na, weshalb nicht? Wir alle drei, deine Mutter, du und ich, hier mit unserem Wagen. Hast du keine Lust?"

"Ich — nun — ", stotterte er.

"Hast du etwa ein Mädchen?"

Erich nickte. Er wurde über und über rot.

"Wie heißt sie?"

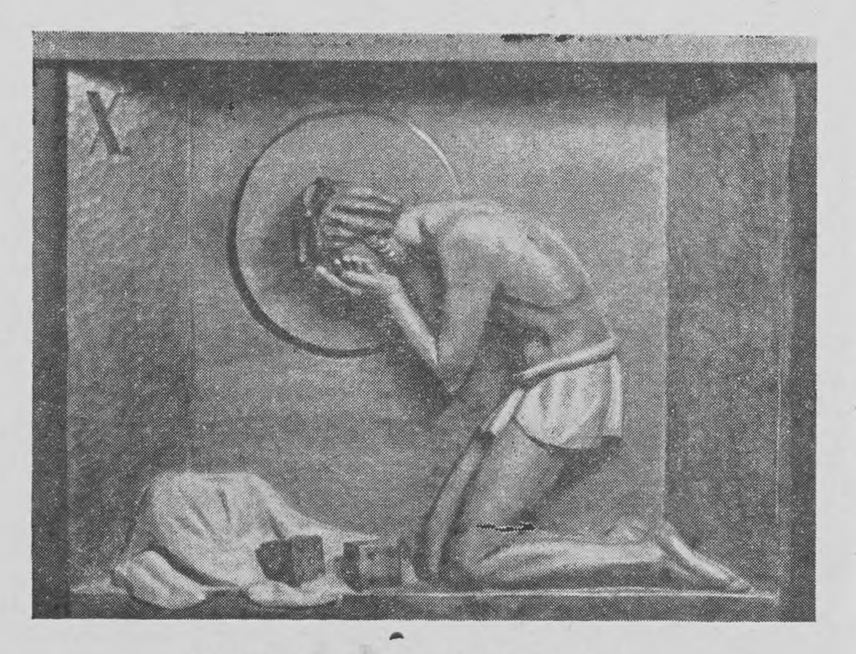
"Franziska. Du kennst sie. Sie ist Lehrling auf deinem Büro."

"Hoppla", machte Herr Garstein und fuhr den Wagen rechts heran. "Und trotzdem treibst du dich die ganze Nacht herum?"

"— deshalb", antwortete Erich. "Sie — sie nimmt keine Notiz von mir, keine Notiz. Und ich — —."

"Ich verstehe", sagt Herr Garstein.

Am folgenden Wochenend fuhren sie in die Berge. Herrlich war das, und es waren zwei Wagen. Hinter dem Garsteins folgte der Wagen von Franziska's Eltern. Franziska saß vorne neben ihrem Vater. Nach jeder Kurve winkten sich die beiden zu, Erich, der auf dem Rücksitz saß und sie. –



X. Station – Kleiderberaubung

Ein Baum im Herbst, vom Wetter ganz entlaubt,
Kann ärmer nicht zu Gottes Himmel ragen
Als unser Herr, da er mit leisem Klagen
Der bergenden Gewänder ward beraubt.
In Scheu und Scham bog er sein blutig Haupt
Zur Schulter, so als wollt er einen fragen:
Muß ich auch dieses schwerste Kreuz noch tragen?
Ich hätte nie an soviel Schmacht geglaubt.

Albert Krautheimer

Aus der katholischen Welt

Wegen der Verstaatlichung ihrer Schulen haben die Katholiken auf Ceylon den 1. Dezember als Trauertag begangen. Tage zuvor schon hatten sich 5 000 Ceylonesen in Colombo in einem Protestmarsch vor das Amtsgebäude des Ministerpräsidenten begeben. Ihr Versuch, eine Abordnung zu einem Gespräch mit dem Ministerpräsidenten, Frau Bandaranaike, zu entsenden, scheiterte. Der weibliche Regierungschef hatte zuerst eine Aussprache zugesagt, sie dann aber wieder abgelehnt.

Der peruanische Senat hat eine Verfassungsänderung beschlossen, wonach Mitglieder religiöser Orden das Wahlrecht erhalten und außerdem zulässig ist, daß im Ausland geborene Bischöfe Oberhirten peruanischer Diözesen werden. Vorher hatte schon die Abgeordnetenkammer das Gesetz verabschiedet.

Der zweite Weltkongreß der Christlichen Arbeiterjugend wird im nächsten Jahr in Brasilien abgehalten. Der Präsident dieser internationalen Organisation, Romeo Maione, kündigte auf einer Pressekonferenz in Brüssel an, daß dieser Weltkongreß Vertreter aus 86 Ländern versammeln werde und sich unter anderem mit der Vorbereitung des Jungarbeiters auf Ehe und Familie befassen werde.

Nahezu ein Viertel aller amerikanichen Filme des Jahres 1960 hat die katholische Filmbewertungsstelle in den USA moralisch beanstandet.

Amerikas Katholiken rechnen, gestützt auf Mitteilungen aus dem Vatikan, im kommenden Jahr mit der Seligsprechung der 1680 im Alter von 24 Jahren gestorbenen Indianerin Kateri Tekakwitha. Als erste ihrer Rasse legte sie, wegen ihres Christentums von ihrem Stamm ausgestoßen, das Gelübde der Keuschheit ab.

Die Behörden im Sudan haben wieder einen Missionar ausgewiesen. Dem von der Ausweisung betroffenen Pater Sioncelli wurde vorgeworfen, er habe in einer Predigt die Gläubigen angehalten, den Sonntag als Ruhetag anzusehen, obgleich das Gesetz, gemäß dem mohammedanischen Glauben, den Freitag zum arbeitsfreien Tag im Lande erklärt hat.

Die Hamburger katholische Jugend verurteilte auf ihrer diesjährigen Vollversammlung das Bestreben des Hamburger Jugendringes, die offiziellen Kontakte zu den kommunistischen Staatsjugendorganisationen weiterhin zu pflegen. Ohne eine Korrektur dieser Haltung verwirke der der Hamburger Jugendring den Anspruch, die Gesamtvertretung der Hamburger Jugendverbände zu sein.

MARSEILLE, Vor 100 Jahren und heute — Die Vorbereitung der franzöischen Öffentlichkeit auf die Jahrhundertfeier des Todestages des Bischofs Eugen von Mazenod hat bereits begonnen. Das französische Fernsehen übertrug die Feier einer hl. Messe in *U. L. Frau von der Wacht* in Marseille. Im Rahmen der Sendung sprach Abbé Dumenil über die pastorale Tätigkeit, die Eugen von Mazenod als Bischof von Marseille vor allem im Hinblick auf die Probleme, die das rasche Anwachsen der Bevölkerung der Bischofsstadt — von 130 000 im Jahre 1830 auf 260 000 im Jahre 1860 — mit sich brachte, entfaltete. "Heute", sagte Abbeé Dumenil, "steht unser Bischof vor denselben Problemen. Die Lösungversuche Eugens von Mazenod können auch den heutigen Seelsorgern Wegweiser und Richtschnur sein."

PARIS, Im Algerienkrieg gefallen — Am 15. September fiel Fr. Pierre Emmanuelli OMI, einer der 23 französischen Scholastiker, die z.Z. unter Waffen stehen, in den Kämpfen bei Djebel Manhel in Algerien. Er war Unterleutnant in einer Fallschirmjägereinheit. Sein Battaillonskommandeur. der die traurige Nachricht den Eltern des Gefallenen übermittelte, schrieb u.a: "Euer Sohn war ein außergewöhnlicher Soldat. Solange er in meinem Battaillon diente, habe ich ihn hochgeschätzt. Als Ordensmann hatte er es sich zum Grundsatz gemacht, seinen Kameraden stets mit gutem Beispiel voranzugehen. Seine Vorgesetzten wußten den mutigen, freundlichen, nachsichtigen und begabten Offizier zu schätzen, bei seinen Untergebenen war er beliebt. Auch bei der Zivilbevölkerung, für die er zu sorgen hatte, stand er in hohem Ansehen . . . Ich habe ihn zum 'Ritter der Ehrenlegion' ernannt und ihm das 'Croix de la Valeur Militaire' verliehen."

PELLY BAY (Kanada), Bautätigkeit im hohen Norden — In Pelly Bay (Apostolisches Vikariat Hudson Bay) kann endlich mit dem Bau der schon lange geplanten neuen Mission begonnen werden. 5 Jahre dauerte es, bis das Baumaterial per Schiff, Flugzeug und Hundeschlitten herbeigeschafft war. Pelly Bay liegt an der Committee Bay, zwischen dem nördlichen Polarkreis und dem 70. Grad nördlicher Breite. 1937 wurde diese Missionsstation für die dortigen Eskimos eröffnet. — Die 1933 in Iglulik (d h "wo es Häuser gibt") für die etwa 300 im Umkreis von 150 Kilometern wohnenden Eskimos gegründete Mission wurde vergrößert. Das aus Steinen errichtete Gotteshaus erhielt einen Vorhof und einen Glockenturm. Die Gründung dieser Station war mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, da das ganze Baumaterial im Hundeschliten herbeigeschafft werden mußte. Iglulik liegt noch einige Kilometer nördlicher als Pelly Bay, sozusagen an der Nordküste des kanadischen Festlandes, gegenüber der langestreckten Insel des Baffinlandes. — In Frohbisher Bay, ebenfalls Apostolisches Vikariat Hudson Bay, ist der Bau einer Kirche und eines Pfarrhauses in vollem Gange. Gleichzeitig vergrößert dort der Staat den Flugplatz, damit die Transatlantik-Düsenflugzeuge landen können. Ob die beiden Oblatenmissionare in Frohbisher Bay dann ihre Post etwas schneller erhalten?

MONTREAL, Für Philatelisten — Die Druckerei der Oblaten in Richelieu bringt eine Gedenkmarke zum 100. Todestag des Bischofs Eugen von Mazenod heraus. Sie erscheint auf französisch, englisch, italienisch und spanisch. Bereits 1 100 000 Marken sind verkauft. Eine neue Auflage ist erforderlich.

ALAMEDA FRANCA, 15 Jahre in Brasilien — Am 15. September vorigen Jahres konnten die Oblaten auf eine 15jährige Tätigkeit unter besonders schwierigen Bedingungen in Brasilien zurückblicken. Die Industriestadt Sao Paulo ist der Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit. Sie versorgen heute 6 Pfarreien mit insgesamt 80 000 Seelen, 3 Pfarrschulen, 1 Schule für die englischsprechende Bevölkerung, eine Berufsschule und 2 Krankenhäuser. Ferner ist ihnen die Seelsorge der Arbeiter auf 20 Kaffeeplantagen übertragen. 1953 gründeten sie in Sao Paulo ein Juniorat, das 3 Jahre später nach Poços de Caldas verlegt wurde und heute auf 125 Plätze erweitert werden muß, so zahlreich melden sich Jungen zur Aufnahme.

"Ich bin ein Katholik"

Brief eines österreichischen Studenten aus Amerika

"Wird Kennedy Präsident?" Das ist eine Frage, die sich derzeit jeder durchschnittliche amerikanische Zeitungsleser stellt. Senator Kennedy, der Kandidat der Demokraten für die amerikanischen Präsidentschaftswahlen im November ist Katholik. Und dieses "ist Katholik" heißt in den Vereinigten Staaten mehr als vielfach bei uns zuhause, wo man Katholik bereits ist, wenn es im Taufschein steht.

Das ist eine grundlegende Erkenntnis, die man immer wieder macht, wenn man sich — wie ich zum Beispiel als Student auf Grund eines Stipendiums — längere Zeit in den USA aufhält. ,"Ah, du bist Katholik!" sprach mich gleich in der ersten Woche einer der Kollegen in meinem Studentenheim an. "Da fährst du am Sonntag mit uns zur Messe. Wir sind jetzt insgesamt vier Katholiken in diesem Haus!" Bei uns wäre es — wenn überhaupt — über eine zarte Frage "willst du mitfahren?" nicht hinausgekommen. Freund Larry (so hieß er) hielt dies irgendwie für selbstverständlich. Von da ab fuhren wir dann jeden Sonntag gemeinsam zur Messe. Später besuchten wir dann auch gelegentlich die Veranstaltungen des Newman-Clubs, eines Treffpunktes der katholischen Universitätsstudenten, benannt nach dem berühmten englischen Kardinal Newman. Dieser Klub (in den USA ist jeder Zirkel und jede Runde irgendwelcher Art ein "club") führt ein sehr reges Leben mit Vorträgen, Diskussionsabenden und den unvermeidlichen "social events", das heißt geselligen oder gesellschaftlichen Veranstaltungen. Dabei machte ich die Beobachtung, daß mein Freund Larry keineswegs ein herausstechender missionarischer Aktivist war (wie ich mir bei unserer ersten Begegnung gedacht hatte), nein, er war eben "Katholik".

Einer der Hauptgründe für dieses lebendige Katholiksein ist wohl, daß die Katholiken in den USA überall mehr oder weniger in der Diaspora leben. Einen "katholischen Süden" oder auch nur einen "katholischen Bundes staat", das alles gibt es hier nicht. Dazu kommt noch, daß die vielen protestantischen und anderen Sekten — seien sie untereinander auch noch so zersplittert — die katholische Kirche irgendwie als eine gemeinsame Bedrohung ansehen.

"Die Katholiken, ja, die haben das Geld!"

"Die würden am liebsten den Papst zum amerikanischen Präsidenten machen!"

"Diese Bevormundung und Beschränkung der Denkfreiheit, wie sie die katholische Kirche sich anmaßt, können wir heute nicht mehr akzeptieren!"

Das sind alles Aussprüche, die ich mir selber anhören mußte.

Diese mangelnde Liebe der Sekten ist vielfach auf die unbestreitbaren Erfolge der katholischen Kirche auf Kosten anderer Glaubensbekenntnisse zurückzuführen. Sie ist mit fast 40 Millionen Mitgliedern seit über 14 Jahren nicht nur die größte religiöse Gruppe der USA, sondern auch die am schnellsten wachsende (und nicht nur deswegen, "weil die Katholiken die meisten Kinder haben", wie man auch oft hören kann).

Ich selbst hatte die Freude, von einem Freund, der Methodist war und nun Katholik werden will, zum Taufpaten ausgewählt zu werden.

"Die Katholiken tun wirklich das, was sie predigen. Außerdem erscheint mir ihre Lehre, mit der Messe als Mittelpunkt, am geschlossensten." So ungefähr begründete er seinen Schritt. Die lebendige Auffassung vom Glauben, die den Großteil der amerikanischen Katholiken auszeichnet, hat nicht nur zur Folge, daß die Kirchen am Sonntag bis zum letzten Platz gefüllt sind, sondern sie zeigt sich auch in großangelegter und offenherziger caritativer Tätigkeit. Gerade letzten Sonntag zum Beispiel konnte der Pfarrer der Kirche, die ich besuchte, befriedigend feststellen, daß einer Aktion zur Aufnahme von sieben holländischen Familien die Indonesien praktisch ohne Habe verlassen mußten, ein voller Erfolg beschieden war.

Solche Aktionen laufen aber dauernd, ganz abgesehen davon, daß die Kirche und oft auch eine katholische Privatschule aus den Spenden der Gläubigen erhalten werden müssen. (Staat und Kirche sind in den USA streng getrennt, und es gibt keinerlei staatliche Unterstützungen.)

Diese notwendigen Geldgeschäfte führen allerdings gele gentlich zu Erscheinungen, die uns etwas seltsam berühren. So kommt es zum Beispiel vor, daß Sonntagspredigten aus nichts als

---

Entscheidung

Lieber sterbensmüde sein, als lahm von unverbrauchter Kraft.
Lieber gekeltert wie reifer Wein, als angstvoll ersticken im eigenen Saft.
Lieber sich für Gott verschwenden und arm auf der Streu der Torheit enden,
als klug berechnen und weise sparen, um Fäulnis in vornehmer Gruft zu bewahren.

Oda Schäfer

Das Erbe unseres Stifters

Von Alfons Schrodi OMI

Eugen von Mazenod, Stifter der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria, ist gestorben am 21. Mai 1861. Das Jahr 1961 bis zum 21. Mai, wenn sich zum 100. Male sein Todestag jaehrt, soll nach dem Wunsch unseres Generaloberen P, Leo Deschâtelets OMI, eine Zeit der Besinnung und Erneuerung der Ordensgemeinschaft werden. In Eugen von Mazenod haben die Oblaten und alle, die sich vertrauensvoll im Gebet an ihn wenden, den grossen Fürsprecher gerade in aussichtslosen Situatonen. Dabei werden sie sich immer bewusst bleiben, dass Eugen von Mazenod sein Leben lang nicht eigene, sondern die ihm von der goettlichen Vorsehung zugewiesenen Wege bereitwillig ging. Auf seinem Sterbebett klang diese Bereitschaft aus in die voellige Hingabe: "Ich will nur eines, dass der Wille Gottes geschehe!"

Am 21. Mai 1961 werden sich Oblaten aus aller Welt mit ihren Freunden in Marseille zusammen finden, den 100. Todestag Karl Josef Eugens von Mazenod zu begehen. Das Leben und Wirken des Stifters der Genossenschaft der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria wird in einem erhabenen Dreiklang in die Gegenwart rücken.

Wer sich von Afrika her übers Mittelmeer der Hafenstadt nähert, betrachtet voller Bewunderung ein großartiges Panorama. Zur Rechten erhebt sich auf einem Felsgrat die Wallfahrtskirche "Unserer Lieben Frau von der Wacht". Selbst wer nichts von der Bestimmung der Kirche weiß, kann sie leicht erraten, da der Turm mit einer Madonnenstatue gekrönt ist, die bei ihrer Überlebensgröße und ihrem leuchtenden Gold gut zu erkennen ist. Das Bauwerk geht auf Eugen von Mazenod zurück.

Beim Abschied oder bei der Ankunft in Marseille kann der Reisende der Heimat nicht zuwinken, ohne auch Maria zu grüßen. Zeugnis und Symbol eines wahrhaft katholischen Priesters, der aller Welt den Glauben verkündet, daß uns in Maria die Mutter des Heiles und der sichere Hafen geschenkt ist.

Dem Denkmal in der Höhe hat der Bischof tief unten am größten Mittelmeerhafen Frankreichs die neue Kathedrale gegenübergestellt. Diese Wahrzeichen der Stadt wirken wie Pole eines riesigen, hufeisenförmigen Magneten, der sich rund um den alten Hafen legt. Der Missionar der armen, am meisten verlassenen und gottfernen Menschen hat uns damit ein Zeugnis seines Denkens und Fühlens hinterlassen. Von der Höhe schaut Maria zur Bischofskirche hinab, das segnende Kind auf den Armen.

Maria und Christus, Maria und Kirche waren die Spannungspole seiner Predigt und seine Hoffnung. Er hat keine spezielle Andacht zur Makellosen Jungfrau hinterlassen. Als äußeres Abzeichen tragen seine Söhne kein marianisches Symbol. Es ist das Missionarskreuz, das sie einzig und allein von anderen Priestern und Ordensleuten unterscheidet. Als Bischof seiner Diözese verpflichtet, wußte er nicht minder um die Verantwortung als Nachfolger der Apostel, von der Heimatkirche aus in den Heidenländern Christengemeinden zu pflanzen. Sein Grab in der Krypta ist für seine Missionare Tor geworden in die Welt und Tor in die Heimat.

Es wird eine Begegnung der Familie mit ihrem geistlichen Vater werden, wenn die Oblatenpilger zwischen Kathedrale und "Unsere Liebe Frau von der Wacht" den Weg nehmen, den Eugen von Mazenod so oft gegangen ist. Aus kleinsten und widrigsten Verhältnissen heraus hat er ein Werk geschaffen, das großartiger leuchtet als die Zeugen aus Stein. Man hat die Oblaten Draufgänger genannt. Wenn sie es sind, dann wirkt der Geist des Stifters in ihnen. Es mußte schon ein Heiliger sein, zum letzten Opfer bereit, der den Mut fand, nach den Verheerungen der Französischen Revolution eine glänzende Laufbahn, die ihm sicher zugefallen wäre, an den religiösen Wiederaufbau zu riskieren. Und wie sie an die Arbeit ging, die kleine Herde um den Obern geschart! Die Missionsarbeiten führten oft bis zur völligen Erschöpfung, zu Krankheit, und bei einigen zu einem frühen Tod.

Nach menschlicher Voraussicht hätte die Kongregation eigentlich auseinanderbrechen müssen, als Eugen von Mazenod beinahe maßlos in der kurzen Zeit von zehn Jahren sechs Missionsge-

---

einer langen Aufstellung der Kirchenkassenbestände und einer Aufzählung der benötigten Mittel bestehen. Oder daß es in vielen PfarrenCaritas-GmbHs gibt, die jedes Jahr einen auf Cents detaillierten Geschäftsbericht herausgeben. Oder daß ein "katholisches Truthahndinner" zur Auffüllung des Pfarrsäckels veranstaltet wird.

Diese Geschäftstätigkeit erscheint aber dem amerikanischen Katholiken völlig normal, und sie verdirbt auch wirklich kaum etwas angesichts der frischen und natürlichen Art, in der die Mehrzahl der Mitglieder dieses Glaubensbekenntniesses sich als "Vollmitglieder" erweisen.

Ich war oft stolz, wenn ich sagen konnte: "Ich bin Katholik!" Dieses Wort hat einen guten, klaren und kompromißlosen Klang in Amerika — eben auf Grund der Haltung und Leistung der Kirche in diesem Land. –

Peter Braumann

biete übernahm. Zu dieser Zeit gab es kaum 50 Oblaten. Als er seinen Missionaren den kanadischen Nordwesten als Arbeitsgebiet zuwies, wagte ein Pater zu schreiben, das sei in Anbetracht der Personallage unvernünftig. Wir würden heute dasselbe sagen. Der Generalobere ließ sich aber nicht erschüttern: "Es handelt sich nicht darum, einen Plan zu diskutieren, sondern einen Befehl auszuführen!"

Die Ehre Gottes, die Not und Ehre der Kirche, der Wunsch und Wille des Heiligen Vaters, das Heil der Seelen ließen ihn alles wagen — und alles gewinnen. Die Jahre 1841 bis 1851 wurden Grundlage einer Entwicklung, die das kleine Senfkorn zu einem großen Baum im Garter der Kirche heranwachsen ließ. Seine Zweige reichen von der nördlichsten bis zur südlichsten Spitze der Erde und haben das Heil des Herrn geschaut."

Wenn das Band der Familie nicht zerriß, ja, wenn der Geist der Familie geradezu Kennzeichen der Oblaten geworden ist, dann finden wir die Tatsache im Herzen des Stifters begründet: "Der liebe Gott hat mir ein Herz von unermeßlicher Liebefähigkeit gegeben und erlaubt mir, meine Kinder mit diesem Herzen zu lieben. ihr werdet wieder jemand haben, der eure Verdienste nach Gebühr schätzt, aber einen, der euch so liebt wie ich, nie!"

Es wird kein "De profundis" sein, das die Vertreter von über 7000 Oblaten anstimmen, wenn sie in die Krypta der Kathedrale hinuntersteigen, den 100. Todestag Eugens von Mazenod zu begehen, besser gesagt, seinen himmlischen Geburtstag zu feiern. Der Dreiklang wird sich um den Sarkophag herum zu einem Hymnus formen, der nur enden kann, wie jeder Lobgesang der Kirche endet: Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist! So hat er selber sein Leben beschlossen.

Als am Vorabend seines Todes ein Pater zum Stifter sagte: "Hochwürdigster Herr, wir haben Sie alle noch so notwendig! Wenn Sie unseren Herrgott bitten, wird er Sie uns noch eine Zeitlang lassen", da kam rasch die Antwort: "O nein, nein, nie werde ich eine solche Bitte aussprechen. Ich will nur eines, daß Gottes hl. Wille geschehe. Betet die Sterbegebete! Doch zuvor gebt mir mein Missionskreuz und meinen Rosenkranz, das sind meine Waffen, ich werde sie nicht niederlegen!"

An diesem Pfingstabend waren viele Patres versammelt. Vom Turm der alten Kathedrale läutete die Angelusglocke. Als sie das Gebet beendet hatten, sagte der Kranke: "Es ist jetzt, Zeit, meine Ordensgelübde zu erneuern." Und mit einem unaussprechlichem Glücksgefühl vollzog er den Weiheakt, mit dem er sich einst Gott, der Kirche und den Armen geschenkt hatte. Dann erhob er mit zitternder Hand das Kreuz, wendete es nach allen Himmelsrichtungen und segnete alle seine Söhne auf der ganzen Welt.

"Wollten Sie uns nicht den letzten Wunsch Ihres Herzens kundgeben?" fragte ein Pater. "Pflegt sorgfaltig untereinander die Liebe, die Liebe, die Liebe, und nach außen hin den Eifer für das Heil der Seelen!" Das war sein Abschiedswort.

Der Tod trat am andern Abend ein, am 21. Mai 1861. Die Umstehenden waren im kirchlichen Abendgebet beim Hymnus des greisen Simeon angelangt, als sie den unmittelbar bevorstehenden Tod bemerkten. Sie beteten weiter: "Nun magst du, o Herr, nach deinem Wort deinen Diener in Frieden entlassen. Meine Augen haben gesehen das Heil, das du bereitet vor allen Völkern: für die Heiden ein Licht der Erleuchtung, für dein Volk Israel ein Ruhm." Sie schlossen das "Salve Regina" an. Bei den letzten Worten "O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria" ging der getreue Knecht ein in die Freuden seines Herrn.

Der verstorbene Bischof wurde zunächst in der alten Kathedrale begraben, später, als die neue Kathedrale fertig war, übertrug man seine Gebeine in die jetzige Krypta. Im Jahre 1936 wurde in Rom der Seligsprechungsprozeß eröffnet.

Alljährlich, wenn die Hünfelder Oblaten mit ihren Freunden nach Lourdes fahren, machen sie auch einen Besuch am Grabe des Dieners Gottes. Täglich eintreffende Dankschreiben berichten von Gebetserhörungen. Wenn Karl Josef Eugen von Mazenod die Ehre der Altäre erlangt, wird dieser Tag auch in den Herzen vieler Deutschen ein dankbares Echo finden. –

Am Rande der Wüste lebte ein Eremit. Ihn besuchte eines Tages ein junger Mann, der ihm sein Leid klagte. Ich lese so viele heilige Texte, sagte er, ich studiere kluge Bücher und vertiefe mich in die Schönheit all der Worte, ich möchte sie festhalten und als einen Widerschein der ewigen Wahrheit in mir bewahren. Aber es gelingt mir nicht, ich vergesse alles. Ist nicht die mühevolle Arbeit des Lesens ganz umsonst? Der Mönch hörte ihm gut zu. Als er fertig war mit Sprechen, ließ er ihn einen Binsenkorb nehmen. Hole mir aus dem Brunnen dort drüben Wasser, sagte er zu ihm. Hat er meine Frage nicht verstanden, sagte der Jüngling bei sich, hat er mich überhaupt nicht gehört? Widerwillig nahm er den von Staub verschmutzten Korb auf. Das Wasser war längst herausgerieselt, als er gurückkehrte. Geh noch einmal, sagte der Eremit. Der junge Mann folgte, ein drittes und viertes Mal mußte er gehen. Er prüft meinen Gehorsam, ehe er auf meine Frage antwortet, dachte er. Immer wieder füllte er Wasser in den staubigen Korb, immer wieder rann es zu Boden. Nach dem zehnten Male durfte er aufhören. Sieh den Korb an, sagte der Mönch, er ist ganz blank. So geht es dir mit den Worten, die du liest und bedenkst. Du kannst sie nicht festhalten, sie gehen durch dich hindurch, und du hälst die Mühe für vergeblich. Aber, ohne daß du es bemerkst, klären sie deine Gedanken und machen das Herz rein. R.H.

Im Leiden

Von Alfons Kirchgässner

Über jedem Altar ragt das Kreuz. Es ruft uns in Erinnerung, daß hier das Opfer Christi vollbracht wird. Es zwingt uns aber auch, mit dem Kreuz in unserm eigenen Leben uns auseinanderzusetzen. Das Gedächtnis des Leidens Christi feiern heißt nicht: von fern stehen und andächtig verehren, sondern: unters Kreuz treten, sein eigenes Leid mit dem Leiden Christi in Verbindung bringen. Gemeinschaft mit seinem Schicksal, also Gemeinschaft mit seinem Leiden. Das Geschehen am Altar ist in einer ganz besonderen Weise dazu angetan und dazu geschaffen, uns mit dem Leiden zu versöhnen.

Wie verschieden reagieren die Menschen auf das Leiden! Oft in einer Weise, daß die hier liegende Chance der Verinnerlichung und Läuterung gründlich versäumt wird.

Es gibt Menschen, die im Angesicht des Leidens die Faust ballen. Was für eine ohnmächtige Geste! Wird es etwas besser dadurch, daß ich es nicht anerkennen will? Kann ich etwas ändern dadurch, daß ich mich auflehne? Im Gegenteil: der Stachel des Leidens dringt nur tiefer, schmerzender in die Seele, wenn sie sich dagegen stemmt. Wer sich verbittern und erbosen läßt, hat sein Leiden vergiftet. Es kann ihm nicht mehr Arznei für seine Leidenschaften, nicht mehr Weg des Heils werden. Wer im Unglück böse wird, hat sein Unglück erst voll gemacht.

Wer eingesehen hat, daß er an seinem Schicksal nichts ändern kann, der ergibt sich. Aber es kommt darauf an, was für eine Ergebung das ist, zu der er sich dunrchringt. Wenn sie nur müde Resignation ist, ein stummes und stumpfes "Ich kann doch nichts ändern", dann ernidrigt sie den Menschen anstatt ihn zu erhöhen. Darin wird kein personaler Bezug wach, keine Willenskraft, keine geistige Regung: im Gegenteil erstirbt hier der Wille, wird die seelische Kraft gelähmt, sinkt der Mensch auf die Stufe eines hilflosen Bündels Armseligkeit. Das kann nicht der Sinn des Leidens sein, daß es den Menschen wehrlos in den Rachen eines Schicksals wirft und er nur darauf wartet, endgültig verschlungen zu werden. Es entspricht auch nicht der menschlichen Würde, einfach niederzuhocken und abzuwarten, bis der Sturm vorüber ist.

Wer sich auflehnt und wer stumpf nachgibt, erkennt Gottes Fügung nicht. Er sieht im Leiden nur das Vordergründige, das Schwere, das Dunkle. Wer an Gott glaubt, der weiß, daß es kein Schicksal im Sinn der alten Heiden gibt, sondern daß wir immer in Gottes Hand stehen. Er muß also durchdringen und die geheimnisvolle Führung anerkennen, die auch auf den beschwerlichsten und gefährlichsten Wegen am Werk bleibt. Wer an Gott glaubt, wird im Leiden sprechen "Dein Wille geschehe!" Das ist die zentrale Bitte des Vaterunsers. Jesus hat am Ölberg genauso gesprochen: "Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst!", und er hat von sich gesagt, seine Speise sei, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt. Es ist der Kern seiner ganzen Predigt, die Menschen dahin zu bringen, daß sie den Willen des Vaters erkennen und tun. Wenn wir so oft im unklaren sind über den Willen Gottes — mit aller Schärfe, unübersehbar und unbezweifelbar, tritt er im Leiden auf uns zu. Hier ist die Probe aufs Exempel, ob wir gelernt haben, den Willen Gottes höher zu schätzen als den eigenen, ob wir "Dein Wille geschehe" mit dem Herzen gesprochen oder nur mit dem Mund. Hier gilt es, sich zu fügen. Hier ist die große Chance, Gehorsam zu lernen. Diese Haltung nennen wir die Geduld. Das griechische Wort hypomoné heißt wörtlich soviel wie "darunter bleiben". Der Geduldige bleibt darunter: aber nicht unter ei-

Kreuze am Wege

Bald hüben, bald drüben am Straßenrand
darüber wie Hochflut in schäumenden Wogen
die angstvolle Flucht der Vertriebenen gezogen,
da heben sich Kreuze aus Sumpf und Sand.

Aus rohem Gestänge gezimmert und krumm
so wachsen sie einsam aus Gras und Erde,
wie verhungerter Arme hilflose Gebärde
so recken sie steil sich zum Himmel und stumm.

Es sagt kein Name und niemand weiß,
wen hier der Sturm von der Straße spülte,
wer hier sein Bett in den Schnee sich wühlte,
ob Vater, ob Mutter, ob Kind, ob Greis.

Viel tausend Kreuze im weiten Land
die stoßen so klagend empor ihre Arme,
ob der Himmel sich endlich des Elends erbarme.
Und Gott verhüllt sein Gesicht im Gewand.

Hans Zuchhold

nem unentrinnbaren Schicksal, sondern unter der Hand Gottes, unter seinem Regiment. Er fragt nicht warum, aber er verstummt auch nicht, sondern öffnet den Mund zum Wort des Gehorsams "Dein Wille geschehe", und dies ist das Wort des höchsten Gotteslobes. Denn nach nichts verlangt Gott mehr als nach Gehorsam, durch nichts wird seine Ehre mehr bezeugt als durch die Unterwerfung unter seine Verfügungen.

Das Wort des Gehorsams kann sogar zum Wort des Dankes werden, ein Wort des Vertrauens, ein Wort der Liebe. Allerdings ist das eine hohe Stufe, und nicht viele erreichen sie. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie nicht alle erreichen könnten. Es ist die Stufe der Heiligen. Wer hat nur die Irrlehre aufgestellt, Heiligkeit sei eine Sache der Wenigen und wir hätten als Christen nicht alle zur Heiligkeit zu streben, wir hätten als Getaufte nicht alle den Heiligen Geist, der uns zur wahren Heiligkeit führen kann? Wir kennen die großartigen Beispiele der Heiligen: einen heiligen Paulus, der nicht nur geduldig im Gefängnis ausharrt, sondern schreibt: "Ich freue mich in meinen Leiden" und "Wie die Leiden Christi in uns überfließen, so kommt uns durch Christus auch reichlicher Trost zu" und "Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der kommenden Herrlichkeit, die sich an uns offenbaren soll." Er ist ein würdiger Bruder der Apostel gewesen, von denen geschrieben steht: "Sie freuten sich darüber, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden." Ein heiliger Franz hat die Armut gesucht und das Leiden, weil es ihm seinem geliebten Herrn ähnlich machte. Eine heilige Elisabeth ließ in der Franziskanerkirche von Eisenach das Tedeum anstimmen, als sie mit ihren drei Kindern von Haus und Hof vertrieben war. Es gibt keinen Heiligen, der nicht leidensmutig, ja leidensfreudig gewesen wäre. Es gibt in den Heiligen so etwas wie ein mystisches Verlangen nach dem Leiden.

Ist das nicht ungesund? Verlangt der Mensch nicht nach Glück, und ist er nicht dazu erschaffen? Ist es nicht absurd, von Leidensfreudigkeit zu sprechen? Hier kommen wir nur weiter, wenn wir auf das Leiden Christi blicken. Das Christusschicksal war nicht irdisches Leiden. Wer Christus nachfolgen will, muß ihm ähnlich werden.Wer an der Herrlichkeit Christi teilnehmen will, muß zuvor an seinem Kreuz teilgenommen haben. Dies haben die Heiligen sehr genau gewußt. Ihre Liebe zu Christus war derart, daß sie nicht nur außerstande war, das Kreuz auszuklammern, sie ging auf das Kreuz zu, weil sie nur hier den ganzen Christus fand. Unser Verhältnis zum Leiden ist wesentlich bestimmt von unserm Christusverhältnis. Lieben wir den Gekreuzigten wirklich, dann werden wir auch Geschmack am Leiden finden. denn es führt tief hinein in das Mysterium Christi.

Der Trost, die innere Erfahrung eines Friedens, den die Welt nicht geben kann, mitten im Leid, wovon Paulus spricht, wenn er am Anfang des zweiten Korintherbriefes von seinen überreichen Drangsalen und dem daraus erwachsenden Trost berichtet, dies ist uns nicht in jedem Fall sicher. Gott kann uns durch eine lange schwere Nacht führen. Aber die Sicherheit, daß er in dieser Nacht da ist und daß er ihr einen Sinn gibt und ein glückliches Ende, die kommt aus der eucharistischen Feier. Und die Gemeinschaft mit Christus, die sie aufs neue stiftet, reicht sie nicht aus, uns zum mindesten gottergeben zu machen? Je mehr ich angerührt bin von der Liebe des Gekreuzigten, um so mehr werde ich die Verähnlichung mit ihm bejahen, zu der mich das Leiden bringt. –

Blick in die Zeit

"Weil's nie der Brauch war"

Im "Wiener Kirchenblatt" lesen wie eine kleine Verteidigungsrede eines Pfarrers, die auch für manchen Christen bei uns des Nachdenkens wert ist. Der Pfarrer hält seit Jahren an den Abenden des Herz-Jesu-Monats vor dem Gebetläuten in seiner Kirche eine kurze Andacht mit Herz-Jesu-Litanei, Lied und sakramentalem Segen, und eine bescheidene Zahl Getreuer nimmt gerne daran teil. Aber neulich hörte er eine Frau murren: "Maiandachten, ja! In Ordnung! Bin jeden Tag gegangen. Aber die Herz-Jesu-Andachten, die da unser Pfarrer eingeführt hat, sind zuviel. Ich geh nicht, weil's nie der Brauch war!" Dazu schreibt nun der Pfarrer: "Ach, es war früher so vieles nicht der Brauch, was uns heute mit Sorge erfüllt! Daß man am Sonntag arbeitet und das Meßopfer vernachlässigt. Daß man Sittenlosigkeit und Unglauben unter dem Titel der Freiheit fast ungehemmt in Wort und Bild verbreiten darf. Daß der Lehrer auch dem ärgsten Lausbuben gegenüber wehrlos ist, weil übergescheite Herren dessen Hinterteil als tabu erklären. Dafür ist es gesetzlich gestattet, daß sich Boxer im Ring gegenseitig bis zur Kampfunfähigkeit verprügeln. Ja, das liebe Vaterland ist richtig stolz darauf, einem "Sieger" im Boxen gratulieren zu dürfen. Es war beispielsweise bisher auch nur in Afrika der Brauch, daß Mann und Weib und Kind mehr oder weniger nackt herumlaufen. Heute produzieren sich auch bei uns sehr viele Frauen und Mädchen in einer kaum mehr zu überbietenden Fleischbeschau . . . Ach, so vieles war früher nicht der Brauch, was heutzutage dämonische Mächte bereits zur traurigen Selbstverständlichkeit gemacht haben. Und darum sei es auch einem Pfarrer verziehen, wenn er ganz bescheiden einmal für die noch Gutgesinnten einen neuen Brauch zur Ehre Gottes und zur Rettung der Seelen einführen möchte. Oder wollen wir wirklich nur noch den antichristlichen Mächten freie Bahn lassen, "weil's der Brauch ist"?

Die Schubfach-Christen

Erzählung von Lorenz Biki

Fritz Thomer stand im zehnten Lebensjahr. Er war wie alle Kinder sind. Nur eines unterschied ihn von den anderen: er war ein Schlüsselkind. Eines jener Kinder, dessen Eltern tagsüber beruflich tätig waren und das, den Schlüssel zur Wohnung an einer Schnur um den Hals tragend, herumtollte. Abends nahm die Familie gemeinsam das Mittagessen ein. Es ging dann alles etwas hastig und nervös zu, Die Eltern waren abgespannt, müde, verlangten nach Ruhe und hatten wenig Sinn, auf ihres Buben Fragen und Erzählungen einzugehen. Eines Abends sagte Fritz: "Mama ich werde Meßdiener."

"Ach was, Bub", antwortete Frau Thomer. "Das geht nicht. Dann mußt du morgens früh aufstehen und abends in die Andachten. Nein, das geht nicht. Ich habe gerade Unruhe genug."

"Aber das ist doch nicht jeden Tag", bettelte Fritz. "Karl darf doch auch. Wir wollen zusammen Latein lernen."

Hilde Thomer machte ein abweisendes Gesicht, aber Peter, ihr Mann, lachte. "Laß ihn doch, Hilde. In der Kirche ist er immerhin besser aufgehoben als auf der Straße."

"Natürlich!" rief Hilde böse. "Du hast ja keine Last damit. Das fällt nur wieder auf mich zurück."

"Das wollen wir einmal abwarten", entschied Peter. "Paßt es uns nicht, dann bleibt Fritz zu Hause."

Fritz strahlte, und die Mutter seufzte. Peter aber dachte in diesem Augenblick viele Jahre zurück und an die Zeit, als auch er zur Freude seiner Eltern Meßdiener war. Gott, wie lange lag das schon zurück! Und heute? Nun, man huschte sonntags eben noch in die letzte Messe, stand nahe dem Eingang die Zeit ab, fühlte sich furchtbar müde und gelangweilt und eilte als erster schon wieder hinaus. Das dachte Peter nicht, bewahre, aber so war es.

An den folgenden Tagen waren Fritz und Karl Metz mit Feuereifer dabei, die lateinischen Antworten und Gebete für ihren Kirchendienst zu lernen. Und es blieb nicht aus, daß Karls Mutter Fritz hin und wieder zum Essen einlud. Und Fritz staunte, wie würdig und schön es dort dabei zuging. Als nun eines Abends seine Mutter dabei war, den Tisch zu decken, rief er den Eltern freudig zu: "Hört einmal, das ist das Confiteor!" Und er begann mit leuchtenden Augen und roten Wangen:: "Confiteor Deo omnipotenti, beatae Mariae semper Virgini, beato Michaeli Archangelo, beato Joanni Baptistae . . ." Und weiter klang die helle, schier jubelnde Stimme, in der eine große Freude mitschwang, "— orare pro me ad Dominum, Deum nostrum."

Seine hellen Augen waren erwartungsvoll auf die Eltern gerichtet. Hilde hob die Schulter.

"Bub, das verstehe ich ja doch nicht." Und Vater, wieder eine Erinnerung abschüttelnd, meinte: "Na ja, scheint ja bald zu klappen, was? Aber jetzt wollen wir essen."

Beinahe hätte Fritz vor Enttäuschung geweint. Da hatte er sich so sehr darauf gefreut, den Eltern zu zeigen, wie fleißig er gewesen war, und nun —. Doch als die Eltern zu essen begannen, schaute er sie ratlos an.

"Warum ißt du denn nicht?" wollte die Mutter wissen.

"Los, los, Bub", mahnte der Vater. Fritz bekam rote Ohren.

"So nicht", stieß er dann plötzlich trotzig hervor. Die Eltern wechselten einen großen fragenden Blick miteinander.

"Was soll das heißen?" fragte Peter streng. Fritz senkte den Kopf. "Bei Karl zu Haus —" flüsterte er stockend, "wird vor und nach dem Essen immer gebetet. Warum tun wir das nie?"

"Also so was —!" Peter putzte sich verlegen die Nase, und Hilde schob die Schüsseln hin und her. So ein Bengel! Brachte einen doch in die größte Verlegenheit.

"Weil wir keine Zeit haben, dummer Bub", sagte sie endlich. "Du siehst doch wie ich mich immer eilen muß."

Peter war weniger ungeduldig, er hatte sich wieder gefangen und lachte. "Na, dann fang mal an, wenn es dir dann besser schmeckt."

So kam es, daß Familie Thomer an diesem Abend zum erstenmal vor und nach dem Essen betete. Und Fritz tat nicht einmal so, als habe er einen Sieg davongetragen, er schien nur sehr froh zu sein, so froh, daß selbst die Eltern davon angesteckt wurden und dieser Abend besonders harmonisch endete. Nun beteten sie jeden Tag, dafür sorgte Fritz schon. Und die Eltern begannen Verlegenheit und Hemmung abzustreifen und sich beim Beten auch wieder etwas zu denken.

Dann nahte der Sonntag, an dem Fritz zum erstenmal als Meßdiener am Altar knien sollte. Am Abend vorher bat er seine Eltern, sie möchten mit ihm zur Kirche gehen.

"Nein, Fritz, das ist mir viel zu früh", sagte Peter. "Ich bin müde und will schlafen."

"Und ich bin froh", fügte Hilde schnell hinzu, "wenn ich bis elf Uhr mit meiner Arbeit soweit bin, daß ich dann gehen kann."

"Aber wenn du früh gehst, Mama, dann hast du nachher doch Zeit genug", quälte Fritz. "Und Papa schläft ja auch nicht.

Er liest doch nur die Zeitung im Bett."

"Der Bub liegt einem wie Blei auf der Seele", klagte die Mutter. "Und ich lese die Zeitung, wann und wo ich will, verstanden?" rief Peter ärgerlich.

"Und ich — ich habe mich doch so gefreut", sagte Fritz und ging weinend zu Bett. Hilde und Peter aber machten mißmutige Gesichter. Nein, so etwas. Der Bub stellte ja den ganzen Haushalt auf den Kopf. Und nun lag er im Bett und weinte. Sie hörten ihn bis in die Küche hinein schluchzen.

"Ob wir ihm denn einmal den Gefallen tun?" fragte Peter endlich seine Frau, denn das Weinen des Kinndes ging ihm zu Herzen. Zögernd nickte Hilde. "Damit er Ruhe gibt. Ich habe dir ja gesagt, daß wir nur mehr Unruhe ins Haus bekommen, wenn Fritz Meßdiener wird. — Geh und sag ihm, daß wir morgen mitgehen."

Und Peter setzte sich an das Bett seines Buben, der das tränennasse Gesicht der Wand zugekehrt hielt.

"Hör zu, Fritz, wir gehen morgen mit. Aber nur morgen, verstanden." Der kleine Kopf schnellte herum, die nassen Augen leuchteten auf. "Ihr müßt aber dann ganz nach vorn in die erste Bank kommen", sagte er schnell.

"Bewahre!" entsetzte sich der Vater. "Mein Platz ist am rechten Weihwasserkessel."

"Am Eingang?" Fritz reckte sich hoch. "Da kannst du doch nichts sehen und hören, Papa. Unser Kaplan hat einmal gesagt . . ."

"Ja, ja", unterbrach Peter wütend seinen Sprößling. "Hör mir auf davon, Fritz! Was er dazu gesagt hat, ist mir wurscht! — Mein Gott, heul doch nicht schon wieder. Ich tue dir doch nichts. — In Gottes Namen, was hat denn euer Kaplan noch gesagt, na?"

In Peter kochte es. Er hatte gar nichts gegen den Kaplan der Pfarrei, er war nur wütend, weil sein Bub plötzlich eine ihm bis dahin völlig fremde Art zeigte. Wo nahm er das nur her?

"Er hat gesagt", hörte er Fritz sprechen, "die immer nur am Eingang stehen, das sind die Schubfachchristen, und die sollten besser ganz draußen bleiben, weil sie doch nur den lieben Gott beleidigen."

"Hm. — Das ist ja toll! — Wie hast du gesagt? Schubladenchristen? Was soll das denn heißen?"

Da lachte Fritz plötzlich kurz auf.

"Das sind die Leute, Papa, die nur am Sonntag für eine halbe Stunde das Schubfach öffnen, auf dem 'katholisch' draufsteht, und es dann wieder für eine lange Woche zumachen." Dann wurde das kleine Gesicht mit einemmal sehr ernst. "Und ich will aber nicht . . ."

"Donnerwetter!" entfuhr es Peter. "Ist das aber ein kluger Mann. — Und du denkst, daß auch ich — wenn ich am Eingang stehe — daß ich —?" Er fühlte sich mit einemmal so betroffen, daß er sich erhob und seinem Buben mit plötzlicher Rührung übers Haar strich.

"Nun schlaf gut, bis morgen früh. Wir werden ja sehen."

Er verließ das Zimmer, und es war ihm, als brenne das Gehörte sich tief und tiefer in sein Herz hinein, eine Scham auslösend, die er nie gekannt. Schubladenchristen! Was barg dieses Wort nicht alles in sich: Gleichgültigkeit, Trägheit, Undank! — Dabei ging es ihnen zur Zeit finanzial doch so gut. Oder war das alles so, weil es ihnen gut ging? Ja, und Gott brauchte eigentlich nicht einmal den kleinen Finger zu rühren, um ihnen alles zu nehmen, Geld, Beruf, gutes Leben, Gesundheit — und — ja sogar das Leben.

Er wußte nicht, wie es kam, aber er sprach dann noch mit Hilde darüber, daß der Lausbub Fritz ihn völlig aus dem Gleichgewicht gestoßen habe. Hilde wurde danach sehr still und nachdenklich.

Als Fritz am Sonntagmorgen in der Frühmesse, während der Herr Pfarrer von der Kanzel herab zu predigen begann, sich genau so wie sein Freund Karl auf eine der Altarsstufen niedersetzte und den Blick in die Kirche richtete, da sah er seine Eltern in der ersten Bank nebeneinander sitzen. Und ihm war plötzlich, als nicke der Vater ihm recht freundlich zu und als sei das Gesicht der Mutter seltsam verschönt. Da stieg es wie ein Triumph in seinem kleinen Herzen hoch. Nein, seine Eltern waren keine Schubfachchristen.

Daß er es aber war, der sie daraus hervorgeholt und wieder in Gottes Leben hineingestellt hatte, das wußte er nicht einmad. –

Kräftige Christenlehre

Kam da der Herr Pfarrer an einem schönen Sommerabend auch zum stattlichen Hof des Breitenbach-Bauern. Er fragte nach diesem und jenem, fragte vor allem nach den Kindern des Hauses: wo denn der Peter sei, das Renatchen, der Hans und der kleine Ernst. Der Bauer sagte: "Das weiß ich nicht, wo die rumlaufen. Ich habe keine Zeit, alleweil nach den Kindern zu schauen." Der Pfarrer und der Bauer gehen über den Hof. Im Koben quietschen die Ferkel. Der Pfarrer sagt: "Was habt Ihr die Ferkelchen so eingesperrt, laßt das Vieh doch laufen!" — "Davon versteht Ihr nichts, Herr Pfarrer", meinte der Bauer, "das Ferkelvieh kommt mir nicht wieder; das wäre für mich ein großer Schaden." Da hält der Pfarrer vor den Schweinchen folgende Ansprache: "Ihr lieben Ferkelchen, was habt ihr's gut! Ihr habt doch einen, der auf euch acht hat. Ihr seid hier so gut verwahrt, viel besser als der Peter und das Renatchen und der Hans und der Ernst. Kein Mensch weiß, wo die sich den Abend rumtreiben und was denen passiert. Laßt es euch gut gehen." — Sprichts, dreht sich um, sagte "Gute Nacht!" und geht. Der Bauer stand noch lange und dachte über die kräftige Christenlehre nach. –

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

11. Fortsetzung

"Euch zu dienen, ehrwürdige Mutter, ist keine Mühe", antwortete der Mönch. "Wer Euch dient, dient Gott und den Menschen."

"Ja, Gott und den Menschen sei unsere Arbeit geweiht", stimmte Hildegard lebhaft zu. "Ihr wißt, Pater Volmar, daß gar viele Kranke den Weg zum Rupertsberg finden", fuhr sie nach einer Pause fort, in der sich der Priester zum Schreiben bereitmachte.

"Ja, ehrwürdige Mutter", sagte der Mönch, "und es ergreift mich stets im tiefsten Herzen, Euch in ihrem Dienst zu sehen."

"Auch das ist Gottesdienst, so gut wie Anbetung vor dem Sanktissimum", sprach Hildegard. "Aber höret! Ich weiß nicht, wie viele Jahre Gottes Güte mir noch zumessen mag. Nach meinem Tode aber sollen die Kranken und Siechen nicht ohne Hilfe sein. Ich will darum in einem Buche aufschreiben, was ich mit Gottes Hilfe über Ursachen und Behandlung der Leiden der Menschheit erkannte. Einiges hat mich Jutta von Sponheim, meine ehemalige Meisterin, gelehrt, anderes lernte ich von alten Kräutersammlerinnen, die noch manches vom Wissen vergangener Zeiten bewahrten. Wenig erfuhr ich aus Büchern. Das meiste aber erkannte ich durch mein eigenes Sinnen und die Erfahrung im Dienst der Leidenden. So mag mein geringes Wissen aufgezeichnet werden, damit es den Hilfsbedürftigen zugute komme, wenn meine Erdentage beendet sind. So schreibt denn, Propst Volmar!"

Der Priester setzte die Feder an.

"Causae et curae", diktierte die Äbtissin. " 'Ursachen der Krankheiten und ihre Behandlung.' Habt Ihr die Überschrift? — Gut, so beginnt den Text:

> Von der Erschaffung der Welt:
> Gott war und ist ohne Anfang vor der Welterschaffung. Er war und ist die Leuchte der Welt, und das Leben. Als Gott die Welt erschuf, hat Er sie aus Nichts gemacht. In Seinem Willen lag der Welt Werkstoff."

Ein Zug des Erstaunens ging über des Schreibenden Züge.

"Verzeiht, ehrwürdige Mutter", lächelte er. "Ist das nicht ein wenig weit ausholend, wenn Ihr mit der Erschaffung der Welt beginnt?"

"Versteht Ihr denn nicht?" antwortete Hildegard. "Ich fange doch beim Herzen aller Dinge an. Das ist doch der Fehler unserer Ärzte, daß sie Leben, Gesundheit und Leiden den Menschen in ihrer Betrachtung loslösen von allen Zusammenhängen. Der Mensch steht doch nicht allein da. Er steht doch in der geschaffenen Welt, ist von ihr genommen, ihr Teil und ihre Krone, der Mensch ist in der Welt, und die Welt ist in ihm. Mit jeglichem Geschöpf steht er in Verbindung und jegliches Geschöpf mit ihm. In seinem Antlitz sieht Gott allen Glanz und alle Schönheit der Schöpfung in wundersamster Vollendung. Alle Elemente und Kräfte der Natur stellen sich für den Leib des Menschen willig in Dienst. Versteht Ihr nun, Propst Volmar, daß wir mit den Geheimnissen der Schöpfung beginnen müssen, wenn wir den Menschenleib, seine Kräfte wie seine Schwächen und Leiden verstehen wollen?"

"Ihr beschämt meine Torheit", sagte der Mönch und setzte abermals die Feder an.

Bis in die tiefe Nacht hinein nahm das Werk seinen Fortgang.

In der gleichen Stunde aber stand der Ritter mit dem scharlachroten Mantel vor König Friedrich und erstattete ihm Bericht über seinen Besuch auf dem Rupertsberg. Von dem Königsboten sprach er, dessentwegen er hatte warten müssen, und von den Segeln auf dem Rhein, die dem Strom die Richtung zu geben nicht vermögen.

Sinnend schaute der herrliche Staufer, dem die Welt später den Namen Barbarossa gab, vor sich hin. Ein seltsamer Glanz leuchtete in seinen klaren, blauen Augen. Dann nickte er mehrmals, wandte sich an seinen Boten und sprach:

"Merket, mei nRitter: Vor dieser Frau wird auch ein König klein."

Die Mutter

An einem Adventstag des Jahres 1156 stieg Hildegard mit Adelheir von Somerschenburg den Rupertsberg hinab. Bleigrau war der Himmel, und fahler Dunst umhüllte die Höhen. Naßkalter Wind schlug den Nonnen ins Gesicht.

"Wollen wir nicht lieber umkehren, ehrwürdige Mutter?" fragte Adelheid zaghaft. "Ihr möchtet krank werden bei dem Wetter!"

"Ich kann nicht mehr nach dem Wetter fragen, wenn meine Kinder um Hilfe rufen", antwortete Hildegard ernst. Schweigend setzten sie den Weg fort. Hildegard ließ ihre Blicke über die mit Schilf oder Stroh gedeckten Hütten gehen, die sich tief auf die Erde niederduckten.

"In jeder Hütte müßten wir einkehren", sagte sie traurig; "denn überall wohnt die Not."

Ja, die Not war allenthalben eingekehrt, als die Frucht auf dem Halm verfaulte und das Vieh den Seuchen zum Opfer viel. Das Brot wurde knapp und teuer. Hunger starrte aus leeren, trostlosen Augen, und mit dem Hunger kamen Krankheit und Tod. Wie nie zuvor pilgerte das Elend zum Rupertsberg hinan, und Hildegard ließ unverzüglich jede andere Arbeit stehen und liegen, wenn ein Armer oder Siecher ihrer Hilfe bedurfte. Selbst das Chorgebet unterbrach sie ohne Zögern, wenn ein Elender ihrer bedurfte.

"Der Dienst an den Armen ist jetzt unser vornehmster Gottesdienst", sagte sie immer wieder.

Aber Hildegard wartete nicht darauf, daß die Not ihren Weg zum Kloster fand, sie selbst stieg zu ihr hinab. Allen Mühseligen und Beladenen war sie die gute, hilfreiche Mutter, zu der man nimmer ungehört zu rufen brauchte. Heute galt der Weg der Äbtissin den Hörigen ihres Klosters.

In der Mühle am Binger Loch lag ein Knecht in schwerem Fieber. Behutsam trat Hildegard in die Elendskammer und begrüßte den Kranken freundlich. Der aber stierte sie nur aus fieberglänzenden Augen an, ohne sie zu erkennen. Da legte ihm die Äbtissin ihre kühle Hand auf die Stirn. "Fürchte dich nicht, ich bin bei dir", sagte sie mit ruhiger Stimme. Da ging langsamer der flackernde Atem des Siechen. Der Knecht versuchte sich aufzurichten, sank aber wiederum auf sein Lager zurück.

Noch eine ganze Weile blieb Hildegard bei dem Kranken, beobachtete ihn mit einer Sorge wie eine Mutter das eigene Kind. Sie wischte ihm den Schweiß von der Stirn, gab ihm zu trinken und wich nicht von seinem Lager, bis er endlich in einen unruhigen Schlummer fiel. Dem Müller und seiner Frau, die ihr ergriffen bei ihrem Liebeswerk zugeschaut hatten, gab sie einige Kräuter, die dem Kranken Linderung verschaffen würden.

"Ihr solltet seine Eltern benachrichtigen", mahnte sie leise.

"Er hat weder Vater noch Mutter", antwortete die Müllerin.

"So braucht er um so mehr eure Liebe", sagte die Äbtissin ernst. "Den Zins erlasse ich euch für dieses Jahr, sorgt mir nur gut für euren Knecht!"

Nach Büdesheim führte sie nunmehr ihr Weg. Die Bäurin von einem kleinen Gutshof, der dem Kloster gehörte, war am vergangenen Tag an der Klosterpforte erschienen und hatte die Äbtissin angefleht, doch nach ihrem Kind zu sehen, das schwer darniederliege.

Als die beiden Nonnen in das aus Lehm gebaute Haus traten, tönte ihnen eine seltsam leiernde Weise entgegen. Aus einer der Stuben kam das armselige Licht eines Holzspanes. Hildegard und Adelheid folgten dem Schein, und bald darauf sahen sie ein Bild, das sie bis ins tiefste Herz erschütterte. Die Bäurin saß bei der Wiege ihres Kindes und sang mit eintöniger Stimme ein Schlummerlied, das gerade seines fröhlichen Textes wegen um so schauerlicher anzuhören war; denn das Kind, das die Mutter wiegte, war tot.

"Stille! Stille!" lachte die Bäurin und schaute die Äbtissin mit irrem Blick an. "Mein Kindlein schläft! Weckt es nicht auf!" Und wieder begann sie zu singen:

Eio, popeio, was raschelt im Stroh?
Die Gänslein gehn barfuß
Und haben kein Schuh.
Der Schuster hat's Leder,
Kein Leisten dazu;
Drum kann er dem Gänslein
Auch machen kein Schuh!

"Gelt, schön schläft mein Kindlein?" lachte die Mutter abermals. Der Nonne Adelheid traten die Tränen in die Augen. Hildegard aber legte der Bäurin die Hand auf die Schulter unr sagte:

"Deinem Kindlein ist wohl. Es ist bei Gott!"

"Ja, ja!" lallte die Mutter. "Dem Kindlein ist wohl! Schläft so schön und hustet nicht mehr. Wenn es aufwacht, ist es gesund! Aber seid leise! Weckt es nicht zu früh auf, es schläft so schön." Wieder tönte der leiernde Gesang:

Eio, popeio, schlag's Gickele tot!
Legt mir keine Eier
Und frißt mir mein Brot.
Rupfen wir ihm dann
Die Federchen aus,
Machen dem Kindlein
Ein Bettlein daraus!

"Sie ist von Sinnen", flüsterte Adelheid der Äbtissin voll Entsetzen zu. Hildegard aber schaute unablässig auf das tote Kindlein in der Wiege.

"Zu spät! Ich bin zu spät gekommen!" bohrte es quälend in ihrer Seele. Dann trat sie abermals zu der unglücklichen Muter und sagte leise:

"Du hast recht, wenn dein Kindlein aufwacht, geschieht ihm kein Leid mehr. Dann ist es im Himmel!"

Da horchte die Bäurin auf, sah die Äbtissin starr an und lallte:

"Im Himmel? Habt Ihr gesagt, im Himmel? Ja, das wird wohl so sein! Mein Kind geht in den Himmel! Schön ist es im Himmel, oder nicht?"

"Gewiß, meine Tochter", antwortete Hildegard.

"Dann will ich mit meinem Kind in den Himmel gehen!" lachte die Mutter und begann abermals zu singen:

Eia popeia, popole!
Unser Herrgottche wird dich bald hole.
Kömmt er mit dem guldene Lädche,
Legt dich hinunter ins Gräbche,
Über mich,
Über dich;
Kumm mer mit'nander ins Himmelreich! . . .

Lange Zeit gingen die beiden Nonnen in düsterem Schweigen nebeneinander her. Dann sagte Hildegard:

"Wenn wieder eine Mutter kommt, mich zu ihrem Kind zu holen, werde ich mit ihr gehen, und wenn es mitten in der dunkelsten Nacht wäre!"

Es hatte zu regnen begonnen, aber die Frauen setzten ihren Weg fort und Adelheid wagte nicht mehr, zur Umkehr zu mahnen.

Auf dem Klosterhof zu Ockenheim kam ihnen der Bauer mit aufgehobenen Händen entgegen und jammerte, seine Kuh wolle nicht kalben. Die einzige sei es, die ihm bei der großen Seuche übrig geblieben sei, und wenn sie umstände, sei des Elendes kein Ende. Hildegard ging in den Stall, gab ein paar gute Ratschläge, sprach einen frommen Segensspruch und machte sich, nachdem sie auch hier für das Notjahr Zins und Zehnten erlassen, wieder auf den Weg.

Dem Weib des Klostermeiers auf dem Laurenziberg bei Gau-Algesheim half sie in Kindesnöten, einem anderen Beuer

schenkte sie Geld für den Neubau einer Scheune, die vor kurzen niedergebrannt war. Zuletzt kehrten die beiden Nonnen bei dem Klostergut "Wolfsgruben" zu Appenheim ein.

"Ein Glück, daß Ihr kommt!" stammelte der Bauer mit aufgehobenen Händen. "Ich sage Euch, das geht mit dem leibhaftigem Gottseibeiuns zu in meinem Stall. Ganz und gar steckt der Teufel dahinter, daß mein Vieh nimmer gesunden will."

"Führt mich in den Stall!" gebot Hildegard.

Ein furchtbarer Brodem schlug den Eintretenden entgegen. Mit verschwollenen Mäulern, von denen der Eiter troff, lagen die Kühe in ihrem Mist und brüllten vor Schmerz und Angst. Hie und da versuchte eines der Tiere sich zu erheben, sank aber gleich darauf wieder kraftlos zurück.

"Ihr seht es selbst, daß der Teufel hier umgehen muß", jammerte der Bauer und bekreuzte sich. "So schöne Tiere waren es, und nun fällt mir eines nach dem anderen! Vielleicht, wenn Ihr einmal einen recht kräftigen Zauber anwenden würdet?"

"Du hast recht", antwortete Hildegard mit einem seltsamen Lächeln. "Der Teufel geht hier um. Einen Zauber dagegen weiß ich auch. Aber du mußt ihn selbst anwenden!"

"Ich selbst?" stotterte der Bauer verwundert.

"Ja, und einen Zauberstab brauchst du auch dazu. Da in der Ecke steht er."

"Aber das ist doch eine gewöhnliche Mistgabel!' staunte der Bauer.

"Ja, und damit sollst du den Teufel austreiben, der hier umgeht", sagte die Äbtissin. Dann schaute sie den Bauer sehr ernst und strenge an. "Der Teufel, der hier spukt, ist nämlich nichts anderes als deine Dummheit und Faulheit! Schämst du dich denn nicht, das arme Vieh in solchem Dreck liegenzulassen? Steht denn nicht geschrieben, daß der Gerechte sich auch seines Viehes erbarmt?" Aufsteigender Donner grollte in der Stimme der hohen Frau. "Das aber magst du dir merken: Ein Bauer, der sein Vieh im Dreck verkommen läßt, wird auf den Klostergütern des Rupertsberges nicht geduldet. Binnen kurzem werde ich wiederkommen, und finde ich dein Vieh dann nicht auf sauberem und trockenem Stroh, dann bist du Bauer in den "Wolfsgruben" gewesen."

Damit verließ Hildegard den Gutshof, ohne auf das bettelnde Gestammel des völlig verdutzten Klostermeiers zu hören. Der Nonne Hiltrud aber schien es, als habe die Äbtissin noch niemals so wirkungsvoll den Teufel ausgetrieben wie diesmal.

Als Hildegard heimgekehrt war, fröstelte sie, und müde war sie bis zur Erschöpfung. Wie sie aber die große Schar der Mühseligen und Beladenen sah, die wiederum auf sie wartete, vergaß sie die eigene Hinfälligkeit und widmete sich ihnen ohne Zögern. Als jedoch der letzte ihrer Besucher sie verlassen hatte, brach sie zusammen. Erschreckt trugen die Nonnen sie auf ihr Lager. Heftiges Fieber stellte sich ein und wollte nicht weichen. Flammen durchschlugen ihren ganzen Leib, Qual ohne Ende zermarterte ihre Glieder. Meist war sie ohne Bewußtsein, und in Fiebergluten stammelte sie sinnlose Worte. Ab und zu schreckte sie auf, wenn sie den Türklopfer oder das Glöcklein an der Pforte vernahm. Dann suchte sie sich aufzurichten, griff jäh nach der Hand der wachenden Nonne und sagte:

"Der Herr Christus steht draußen. Sein Leib ist zerschlagen, und Sein Haupt ist mit Dornen gekrönt. Auf Seiner Schulter trägt er das Kreuz. Geh, tu Ihm auf!"

"Ein Bettler wird vor der Pforte stehen, ehrwürdige Mutter", versuchte die Nonne zu beruhigen. Aber die Kranke schüttelte heftig den Kopf und keuchte wie in großer Not:

"Der Bettler ist der Herr! Der Herr im Elend! Geh tu Ihm auf! Laß Ihn nicht warten!" Erst als die Nonne das Zimmer verließ, sank sie ermattet in ihre Kissen zurück.

Dem Advent folgte ein trauriges Weihnachtsfest. Lichter trugen die Nonnen in die Krankenstube, aber die Äbtissin sah sie nicht. Das neue Jahr kam, krank, armselig, ohne Frost und Schnee, aber mit endlosen Regentagen. Auf dem Rupertsberger Friedhof schaufelte man täglich ein neues Grab.

Die Fastenzeit spannte das Hungertuch vor die Altäre, die Glocke läutete zu Gotteseinkehr und Buße. Immer noch war Hildegard krank. Es schien, als sollte ihr Leben verflackern wie eine Wachskerze, um bald für immer zu erlöschen.

Am Ostertag fühlte die Äbtissin sich zum erstenmal wieder fieberfrei. So wohl war ihr, daß sie aufstehen wollte, um dem Chordienst beizuwohnen. Aber sie war durch das lange Krankenlager so kraftlos geworden, daß sie sofort völlig erschöpft auf ihr Lager zurückfiel. Am Nachmittag ließ sie sich durch Hiltrud einige der zahllosen Briefe vorlesen, die während der Wochen ihrer Krankheit eingelaufen waren. Da waren Schreiben von Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, welche die Seherin auf dem Rupertsberg, deren Ruf mit ihrem Buch "Sci vias" in alle Welt gedrungen war, um Gebet und guten Rat ersuchten. Selbst von Papst Hadrian IV. war ein Brief eingetroffen, der Segensgruß und väterliche Mahnung brachte. Lange schwieg Hildegard, nachdem die Nonne dieses Schreiben ihr vorgelesen hatte. Sie hatte die Augen geschlossen und lag regungslos. Schon glaubte Hiltrud, sie sei in Schlummer gefallen, da richtete sich die Äbtissin ein wenig auf und sagte:

"Wir wollen ohne Zögern die Antwort schreiben." Mancherlei Not und Behrängnis verkündete Hildegard dem Papst, mit starken Worten mahnte sie ihn zur Festigkeit seinen Gegnern gegenüber und schloß mit einem letzten Aufruf zum Gottvertrauen.

"O gütigster Vater", so endete der Brief, "gedenke, daß Du ein Mensch auf Erden bist! Fürchte nicht, Gott könnte Dich verlassen; denn sein Licht wirst Du schauen!"

"Was liegt noch vor?" fragte Hildegard, als Hiltrud die Feder aus der Hand legte.

"Nichts mehr von Wichtigkeit", antwortete die Nonne.

"Ein Laienbruder bittet um Euren Rat in Gewissensnot."

"Wie kannst du das etwas Unwichtiges nennen, Hiltrud", fuhr die Äbtissin auf. "Vielleicht ist sein Brief wichtiger als der des Papstes. Wir wollen auch ihn gleich beantworten." Mit der gleichen Sorgfalt erwiderte sie den Brief des armen Laienbruders, mit der sie dem höchsten Herrn der Kirche geschrieben hatte.

"Durch die Reue wird der Mensch in Gott von neuem wiedergeboren, Du aber, mein Sohn, lerne bei Tag und Nacht, damit du lebest in Ewigkeit!" So klang dieses Schreiben mahnend und tröstend aus.

Es war schon längst Abend geworden, als Hiltrud den letzten Brief vorlas.

Es war ein Schreiben, das Propst Volmar im Auftrag der Schwestern an die Äbtissin gerichtet hatte, als alle Herzen schwer vor Sorge waren, der Tod möchte sie ihnen entreißen.

"Wo bleiben, o liebste Mutter, die Erklärungen der Heiligen Schrift, wo die Lieder nach einer neuen Weise, wo die Reden auf die Feste der Heiligen? Wer gibt uns die Weisungen über die Seelen der Verstorbenen, die Offenbarungen vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Dinge, die Erklärung der Natur, der erschaffenen Dinge, all das, was die göttliche Güte Dich hat erkennen lassen, zugleich mit der Güte und Demut der mütterlichen Sorgfalt, mit der Du alle empfängst, die zu Dir kommen?"

Als Hiltrud den Brief vorgelesen hatte, schwieg die Äbtissin lange Zeit. Endlich sagte sie:

"Ihr habt recht, meine Kinder, die Mutter ist euch ferngeblieben. Sage meinen Töchtern, sie brauchten sich nicht mehr lange zu gedulden."

*

Am zweiten Sonntag nach Ostern ließ Hildegard das Glöcklein läuten, das den Konvent in den Kapitelsaal rief. Mühsam stützte sich die Äbtissin auf zwei der Schwestern, als sie sich zum Hochsitz begab, um von dort nach so langer Zeit zum erstenmal wieder zu ihren geistlichen Töchtern zu sprechen. Überirdisch blaß war ihr Gesicht, von vielen Runeln des Leidens und der Sorge zerfurcht, aber aus ihren Augen leuchtete eine wundersame Güte.

Nach ihrer Gewohnheit schlug sie zuerst die Heilige Schrift auf und las das Evangelium des Tages.

"Ich bin der gute Hirt", klang es in die atemlose Stille. "Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der nicht Hirt ist und dem die Schafe nicht gehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht, und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe . . ."

An die Verlesung des heiligen Textes knüpfte die Äbtissin ihre Erklärung. Jedem Worte gab sie eine tiefe, erhabene Deutung. Dann schloß sie das heilige Buch und schaute ihre Töchter lange schweigend an.

"Der Hirt hatte seine Schafe vergessen", sagte sie dann mit seltsam tönender Stimme, "die Mutter hatte ihre Kinder vergessen; denn sie war schwach geworden. Ihre Liebe war nicht stark genug; denn die wahre Liebe ist stärker als Krankheit und Tod. So waret ihr verwaist, meine Töchter, und heute seht ihr eure Mutter vor euch, die euch von Herzen für ihr Säumen um Verzeihung bittet."

In tiefster Ergriffenheit lauschten die Nonnen ,und viele Augen füllten sich mit Tränen.

"Ihr habt die Mutter entbehrt, und darum waren eure Tage ohne Freude", fuhr Hildegard weiter fort. "Nie aber war die Mutter allen Menschen so notwendig wie in diesen Tagen, da die Not umgeht und hart an den Türen und Herzen anpocht. In eurem Schreiben habt ihr euch beklagt, euch fehle Unterweisung und Belehrung, da eure Mutter, nicht mehr zu euch spreche. Meine Töchter, ich bin unwert, eure Mutter zu sein. Aber ihr habt vergessen, daß ihr eine Mutter habt, die euch nimmer fehlen kann, eine Mutter, die nicht wie eure Äbtissin schwach wurde unter dem Kreuz der Not? Ihr suchet Belehrung und Unterweisung! Sie, die Mutter des Herrn, versagt sie euch nicht. Sie ist der Spiegel der Gerechtigkeit. Jede Tugend erstrahlt in ihr in wundersamen Licht. Was sucht ihr nach einer Lehre, die in dürren Worten zu euch spricht? In Maria seht ihr jegliche Weisheit in strahlendem Glanz. Kommt, meine Kindlein, laßt euch von mir zur Mutter führen, sie wird euch lehren mehr, als es Menschenwort vermag. Kommt, schaut und lernt!

Ihr sucht die Liebe der Mutter! Jegliche Güte steht euch offen in ihrem Herzen. Das Schwert der Schmerzen stieß ein Tor auf, durch das ihr Kummer und Leid ins Herz der Mutter tragen könnt.

Not ist da, aber die Mutter hat schon die Hände erhoben, um zu trösten, zu heilen und zu segnen."

Laut rief die Äbtissin:

"Maria, Mutter des Herrn, sei Du die Äbtissin auf dem Berg des heiligen Rupert!"

Dann erhob sich Hildegard, und ein Leuchten ohne Ende brach aus ihren Augen. Heiligen Jubels voll wurde ihre Stimme. Wie ein wundersames Lied kam es voll Glut und tiefem Klang, und es war den Lauschenden, als hörten sie den Harfenton der ewigen Chöre, die vor dem Thron der Allreinen ewigen Lobpreis singen:

"Herrlich sprossend Reis, sei gegrüßt, da Du Dich im Windhauch des Sehnens und Suchens der Heiligen erhobst.

Da die Zeit kam, da Du in Deinen Zweigen blühen solltest, klinge Gruß und Gruß Dir entgegen, weil Sonnenglut wie Balsam in Dir aufstieg.

Denn in Dir blühte die Wunderblume empor, die allem Lebendigen Duft gab, allem, was vertrocknet war.

Und alle erschienen in voller Blüte.

Darum ließen die Himmel Tau über das Gras sprühen, und die Erde jauchzte, weil ihre Tiefen Korn hervorbrachten und weil die Vögel des Himmels auf ihr ihre Nester hatten.

Und den Menschen ward Speise gegeben und den Speisenden große Freude. Und darum, süßeste Jungfrau, hört in Dir die Freude nimmer auf.

All das verachtete Eva.
Nun aber sei Preis dem Allerhöchsten."

Aufruhr in Mainz

Hugo, der Kantor von Mainz, saß an der Domorgel und spielte zum Preis der heiligen Jungfrau Hildegards Lied. Weit von dieser Erde entrückt war die Seele des alternden Mannes, und die Andacht und Liebe seines Herzens stiegen mit dem Flehen der Geigen und Flöten himmelwärts. Dumpf hallte der Lärm der Straßen in das feierliche Klingen, aber der Domkantor hörte nichts. Ihm war nur, als dränge irgendwo aus der Tiefe zu ihm der Notschrei einer beladenen und zerquälten Welt, die nach der Mutter rief.

Währenddessen gingen in der Stadt gar seltsame Dinge vor sich. Seit Jahren schon hatten die Lehnsleute und Ministerialen des Erzbischofs unter der Bürgerschaft Haß und Empörung gegen ihren Herrn gesät und besonders die Zeit des zweiten Römerzuges, den Arnold von Seelenhofen, der Mainzer Kirchenfürst, im Gefolge des Kaisers mitmachte, für ihre dunklen Pläne benutzt. Zwar hatte der Erzbischof die Heerfahrt abgebrochen und war nach Mainz zurückgekehrt, um Gericht zu halten. Aber er kam zu spät. Eben jetzt, an einem Herbsttag des Jahres 1159, als er in Seligenstadt weilte, um den neugewählten Bischof von Würzburg zu weihen, entbrannte der Aufruhr zu hellem Feuer.

Eine aufgehetzte Menge stürmte den bischöflichen Saalhof, plünderte alle Gemächer aus, zerstörte, was sie nicht mitnehmen konnte. Schließlich erbrachen die Aufrührer den Keller, schlugen die Fässer ein und betranken sich sinnlos. Der schwere Pfalzwein brachte sie völlig um den Verstand. Johlend und schreiend zogen die Betrunkenen zu den Wohnungen der Geistlichen, die dem Bischof anhingen, und wüteten hier ebenso grausam und erbarmungslos.

Dunkle, landfremde Gestalten tauchten in den Straßen auf. Bisher hatten sie nur in Kellern und anderen verborgenen Orten ihre heimlichen Zusammenkünfte gehalten und wider die wahre Kirche Gottes ihre giftige Saat gestreut, nun aber stiegen sie ans helle Licht des Tages, mischten sich unter die Plünderer und hetzten sie zu immer größeren Schandtaten auf.

"Was wollt Ihr schon in den Häusern der Pfaffen?" so flüsterten sie den Trunkenen zu. "Warum geht ihr nicht in den Dom? Da gibt es mehr Kostbarkeiten, als ihr euch träumen laßt."

"In den Dom?" kam die Antwort aus der Menge. "Den Dom sollen wir plündern, habt ihr das wirklich gesagt?" Es schien, als sollte die ungeheure Zumutung auch die Tollsten plötzlich nüchtern machen.

"Mach der mit dem nix zu schaffe, des ist en Ketzer!" rief ein betrunkenes Schneiderlein, dem ein goldener Becher aus der Rocktasche guckte, seinem Nachbarn, dem Schuster Velten, zu. Aber der machte ein brummiges Gesicht und knurrte:

"Du host gut redde, Schneider ,du host der die Säck vollgestoppt, awer was hab ich denn erwischt? So e alt schweinsleddern Buch, wo unser äns kän Buchstawe droi lese kann."

"Hästs liejelasse solle, wo's geleje hot. Was mer nit braucht, nimmt mer nit mit. Ich for mein Däl sauf mein Woi nor noch aus nem goldene Becher."

"In den Dom, in den Dom!" schrien wieder ein paar Stimmen, denen Rufe der Entrüstung antworteten.

"Mir wollen nix ze tun hawe mit dere Ketzerbande!"

" Ketzer hin, Ketzer her! Aber im Dom soll's Gold nor so haufeweis erumlieje!"

"In den Dom, in den Dom!"

Immer näher zu dem herrlichen Gotteshaus drängte die Menge der Trunkenen. Kinder tanzten um sie herum, die uralte Folianten lachend zerrissen, und der Herbstwind jagte die Blätter, die einst fleißige Mönche in mühsamer Arbeit beschrieben hatten, durch die Gosse.

In all das Gewühl und Geschrei hinein tönte vom Dom her das Lied der Orgel, leise wie ein wundersames Flehen, dann wieder mächtig anschwellend wie der Jubel der himmlischen Chöre, dröhnend wie Posaunen, die zum Gericht rufen.

Der greise Kantor hörte nicht, wie mit einemmal krachend das Domtor aufflog. Er hörte nicht das Geschrei der Trunkenen, die mit Äxten, Hämmern und Stangen in das Gotteshaus eindrangen, die Tür zum Schatzgewölbe zerschlugen, um zu rauben, zu plündern und zu zerstören, was ihnen in die Hände fiel.

Wilde Schritte stampften die Treppe empor. Zornige Rufe wurden laut. Aber der Kantor hörte ebenso wenig wie der taube Kalkant, der den Blasebalg trat. Inniger nur wurde das Spiel, als müsse er alles Menschenleid der himmlischen Mutter klagen. Er sah nicht die Männer, die haßverzerrten Angesichts neben ihm standen.

Jäh verstummte die heilige Musik. Der Kalkant hatte die unheimlichen Gestalten gesehen, die mit Hämmern, Beilen und allerlei anderen Waffen auf die Orgelempore stürmten, war von seinem Blasebalg gesprungen und hatte sich zitternd in einen Winkel verkrochen.

Noch griffen die Hände des Domherrn ein paar Akkorde, aber die Orgel blieb stumm.

"Jetzt ist Schluß mit der Götzenmusik", schrie eine heisere Stimme. "Dein Heidenlärm ist vor dem Herrn ein Greuel."

Ganz verstört fuhr der Kantor auf und starrte in die haßverzerrten Gesichter. Die Katharer aber stießen ihn bei Seite, dann dröhnten Axt- und Hammerschläge gegen Orgel und Pfeifen. Vergebens suchte Herr Hugo den Rohlingen, denen der helle Wahnsinn ans den Augen stierte, zu wehren. Ein furchtbarer Faustschlag schmetterte ihn zu Boden. Besinnungslos blieb er liegen, während die wilde Horde das wunderbare Orgelwerk zertrümmerte.

In all das Gelärm begann plötzlich die Sturmglocke zu läuten.

"Wu brennt's, wu brennt's?" schrien die Leute auf den Straßen. "Uff em Dumtorm stürmt's!" Es gab noch genug besonnene Bürger in der Bischofsstadt, die mit dem Aufstand und den Plündereien nichts zu tun haben wollten und voll Ingrimm dem Werk der Zerstörung zugesehen hatten. Die rotteten sich auf den Ruf der Brandglocke zusammen. Zudem fuhr der drohende Klang manchem anderen ernüchternd in den weinschweren Schädel. So drängte sich plötzlich ein gewaltiger Menschenhaufe abermals zum Dom. Schon unterwegs vernahm man von den Greueln, die im heiligen Gotteshaus vor sich gegangen waren. Als aber die Neuangekommenen die Horde der Ketzer bei der Zerstörung der herrlichen Domorgel sahen, kannte ihr Zorn keine Grenzen mehr. Die erbosten Bürger warfen die Tempelschänder einfach die Treppe hinunter, und mancher von diesen humpelte mit allerlei Beulen von dannen.

In all das Getümmel donnerte noch immer der Notruf der Sturmglocke. Endlich aber schwieg sie mit einem letzten, schweren Ton. Der taube Kalkant, der heimlich in den Glockenturm gestiegen war, kam die Treppe herunter, erschien wieder auf der Orgelbühne und wies erschreckten Angesichts auf den Domherrn Hugo, der immer noch bewußtlos am Boden lag.

Sofort kümmerten sich viele Hände um den alten Mann, der erst allmählich wieder zur Besinnung kam.

"Die hawe mer aver verdrosche, die Ketzerbande, die verfluchte!" trösteten die Mainzer den greisen Kantor. Herr Hugo aber tat ein paar Schritte zum Orgeltisch hin und starrte aus leeren Augen lange auf das Gewirr zertrümmerter Pfeifen, Tasten und Holzwände, dann wandte er sich ab und verließ wortlos die Empore.

"Den hot des aver bös gepackt. Des is dem mitte durchs Herz gange", meinte kopfschüttelnd ein ehrsamer Küfer und wies auf die zerstörte Orgel. Dann ballte er die Fäuste und knirschte ingrimmig:

"Das Ketzerpack, des hundsgemeine!"

Müde, schwer auf den Kalkant gestützt, ging der Kantor durch die Straßen von Mainz, die noch voll von häßlichen Zeichen der Zerstörung und Plünderung waren. Zerfetzte Kaseln und Chormäntel, Meßbücher und alte Pergamente lagen im Rinnstein. Verbeulte Kerzenleuchter, Rauchfässer und Reliquiare, welche die Plünderer unterwegs fortgeworfen hatten, steckten im Straßenkot. Ein

alter Jude in schmierigem Kaftan humpelte durch die Gassen und sammelte in einen großen Sack alles, was ihm kostbar schien.

Als Herr Hugo in seiner Wohnung ankam, fand er auch hier alles zerschlagen und verwüstet. Aber der trostlose Anblick vermochte die Traurigkeit seines Herzens nicht zu vermehren. Es war ihm, als sei tiefe Nacht über seine Seele gekommen, als könne nie mehr die Sonne aufsteigen.

Bei den Benediktinern von St. Jakob fand der Domkantor freundliche Aufnahme.

Die Strafe, welche die Mainzer traf, war furchtbar. Am Allerheiligentag verhängte Erzbischof Arnold das Interdikt über die Stadt. Da verstummten die Glocken in den Türmen, die Orgeln in den Kirchen. Die Pforten der Gotteshäuser schlossen sich. Hinter verriegelten Klostertüren wurde in aller Stille das heilige Opfer dargebracht. Die Gläubigen entbehrten den Trost der Sakramente. Ihre Gewissen fanden nicht mehr Erlösung und Befreiung im Richterstuhl der Buße, ihre Seelen hungerten vergebens nach dem Brot des Lebens. Auf Kirchhöfen schloß man den Bund der Ehe. Die Toten wurden in heimlicher Nacht in ungeweihter Erde beigesetzt.

Tiefe Niedergeschlagenheit drückte die Herzen. Auch die Gutgesinnten murrten jetzt wider den Bischof, der die Unschuldigen mit den Übeltätern so bitter leiden ließ.

So ging das heilige Weihnachtsfest vorüber ohne Glokkenklang, ohne Lied und Feier. Ein Schreiben des Kaisers, dem Arnold von Seelenhofen nach Italien nachgereist war, traf ein und verlangte von der Bürgerschaft, die angerichteten Schäden gutzumachen und den Erzbischof in Ehrfurcht und Unterwürfigkeit wieder in die Stadt aufzunehmen. Die Mainzer erklärten sich dazu bereit. So kehrte der Erzbischof am Palmsonntag des Jahres 1160 heim und nahm im St. Albanskloster die Unterwerfung der Bürgerschaft entgegen.

Strenge Buße wurde den Haupträdelsführern auferlegt. Aber die Stadt Mainz atmete, von schwerem Druck befreit, auf; denn am Ostersonntag läuteten wieder die Glokken über der Stadt. Die Tore der Kirchen sprangen auf, und die Priester stiegen mit goldenen Kelchen in der Hand wieder an den Altar. So freudig hatte den Mainzern noch nie das österliche Alleluja geklungen.

Indessen war die Ruhe nur von kurzer Dauer.

In Rom war nach dem Tode Hadrians IV. eine zwiespältige Papstwahl gefolgt. Zwar hatte die Mehrheit der Kardinäle rechtmäßig Alexander III. zum Herrn der Kirche erkoren, aber eine Minderheit erhob auf Drängen des Kaisers Viktor IV. zum Gegenpapst. Wiederum also seufzte die Christenheit unter dem Elend des Schismas.

Als sich Erzbischof Arnold für den unrechtmäßigen Viktor erklärte, wurde er von Alexander III. exkommuniziert. Da loderte der geheime Groll, der unter der Bürgerschaft von Mainz immer noch gegen den strengen Kirchenfürsten bestand, wiederum von gewissenlosen Hetzern geschürt, zu heller Empörung auf.

Reginbodo von Bingen und Gottfried von Epstein, die nach der Unterwerfung der Mainzer aus Stadt und Erzstift verbannt worden waren, kehrten mit einer bewaffneten Bande zurück. Wieder heulte der Sturm offenen Aufruhrs durch Mainz.

Der Erzbischof, der sich im Kloster St. Jakob außerhalb der Mauern seiner Stadt befand, forderte abermals strenge Sühne und bedingungslose Unterwerfung. Noch waren die Mainzer unschlüssig, was sie tun sollten. Viele wollten die Versöhnung mit ihrem Bischof, andere aber schrien dawider:

"Wie kann denn äner unser Bischof sein, wo de Papst in Bann getan hot? Mir wollen kän Bischof, wo nit segne kann."

Auf der anderen Seite war Arnold von Seelenhofen unerbittlich. Vergebens beschwor der Abt von Eberbach den Erzbischof, sich zu mäßigen. Vergebens stellte sein eigener Bruder Dudo ihm die große Gefahr, die der Aufstand der Mainzer bedeutete, vor Augen. Arnold lachte nur:

"Ich kenne die Mainzer von meiner Jugend an und will sehen, was sie mir antun könnten."

Da trat eines Tages ein Priester in greisem Haar vor den Erzbischof hin.

"Was wollt Ihr, Domkantor Hugo?" fragte der Kirchenfürst. Der alte Priester aber hob beschwörend die Hände auf und sagte:

"Ehrwürdiger Herr, treibt die Mainzer nicht bis zum Äußersten! Um der Stadt und Eurer selbst willen, bitte ich Euch darum."

Eine tiefe Falte erschien auf des Bischofs mächtiger Stirn. Eine Weile starrte er düster vor sich hin. Dann sprach er:

"Habt Ihr vergessen, Herr Hugo, was die Mainzer Euch angetan haben? Habt Ihr vergessen, wie Eure Orgel in Trümmer ging?"

"Meine Orgel werde ich all meine Tage nie vergessen. Aber bedenkt, gnädiger Herr, sie haben in Unwissenheit gehandelt, wie Kinder, die man aufgehetzt hat. Ortsfremde waren unter den Empörern, und die Ketzer, welche die Domorgel zerschlugen, hat die Bürgerschaft selbst gerichtet."

"Ich werde meiner Stadt verzeihen, wenn sie sich bedingungslos unterwirft", erklärte der Bischof, und in seinen Augen funkelte es hell.

"Das wird sie nicht tun", erwiderte Hugo erschrocken. "Dazu fühlen die Bürger sich zu stark."

"So mag der Kampf entscheiden, wenn sie überhaupt, woran ich noch nicht glauben kann, den Kampf wagen."

Da zog der Domkantor ein Pergament hervor und sagte:

"Ich habe Euch, edler Herr, ein Schreiben meiner Schwester Hildegard zu überreichen."

"Gebt her!" verlangte Arnold schnell. Dann las er eine Weile vor sich hin, während ein Schein des Unmutes sein scharf geschnittenes Gesicht verdüsterte. Laut sprach er lesend die Worte:

"Vater, sieh Dich vor! Die Hunde, die Dich verfolgen, sind schon von ihren Stricken losgebunden."

Da lachte er spöttisch.

"Ich schätze die Äbtissin vom Rupertsberg ungemein hoch, aber sie kennt die Mainzer nicht. Sie verstehen zwar zu bellen, aber sie beißen nicht!"

Trostlos verließ der Kantor das Gemach.

Am anderen Tag schon sprangen die Tore von Mainz auf und ganze Horden von Bewaffneten, Bürgern und landfremden Volk wälzte sich dem Hügel zu, auf dem das St. Jakobskloster stand. In aller Eile ließ der Erzbischof, der auf einen Angriff nicht gefaßt war, seine Mannen an den festen Mauern der Benediktinerabtei Aufstellung nehmen. Sturmleitern wurden gegen die Klostermauern aufgerichtet, aber die Belagerten gossen den Aufsteigenden siedendes Wasser und kochenden Teer über die Köpfe, daß sie mit wildem Aufbrüllen in die Tiefe stürzten. Prellböcke donnerten gegen das Bollwerk, aber das spottete jeder Mühe. Umsonst schossen die Aufrührer Pfeile gegen die Bischöflichen. Die Klosterbefestigungen boten zu guten Schutz. (Fortsezung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Drei Tugenden, sagt Gottes Schrift, müssen wir üben, um uns besonders jetzt während der Fastenzeit, vor Gott von unseren Sünden zu reinigen. Christus selbst hat uns die Namen dieser Tugenden genannt. Sie heißen: Fasten, Beten und Almosengeben. Die Tugend des Almosengebnes wird von unseren Wohltätern geübt. Monat für Monat geben sie um Christi willen ihr Opfer, um armen Studenten zum Priestertum zu verhelfen. Die Tugend des Almosengebens wird wertvoll — wie jede andere Tugend — durch die Liebe des Menschenherzens zu Gott, und wegen Gott auch zum Nächsten. Jede Gabe muß zum Akt der betenden Liebe werden, dann erst wird sie reich an Segen. Möge Gott während dieser Fastenzeit 1961 allen Wohltätern die Gnade schenken, in Gott hingegebener Liebe zu opfern. Diese Liebe macht das Werk zur heiligen Tat, die Gott verehrt und dem Nächsten so wie auch dem Geber Leben schenkt. Das Leben Christi im Menschen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,422.45
Val. Thauberger, Abbey, Sask.	3.00
Julie Stucklberger, Deer Creek, B. C.	3.00
W. Krebs Sr., Kendel, Sask.	1.00
Mrs. Philipp Erler, North Battleford, Sask.	1.00
Mrs. Martin Plemel, St. Gregor, Sask.	1.00
Clem. Timmerman, St. Gregor, Sask.	3.00
Mrs. W. Musch, St. Walburg, Sask.	4.00
John Doerr, N. Vancouver, B. C.	10.00
Mrs. Mary Bergerman, Muenster, Sask.	3.00
Mrs. & Mrs. J. J. Brost Macklin, Sask.	2.00
Emil F. Kolb, Bolton, Ont.	3.00
Mrs. Anna Erbe, Fawcett, Alta.	1.00
Mrs. Martin Fichter, Estevan, Sask.	10.00
	$8,467.45

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,335.37
Martin Kopetzki, Dubuc, Sask.	10.00
Anton, Krebs, Edmonton, Alta.	2.00
Ein Freund, North Star, Alta.	2.00
Karl Kuhn, Ottawa, Ont.	3.00
Mrs. M. Hellman Sr., Richmound, Sask.	50.00
Mrs. M. Hager, Toronto, Ont.	4.00
Mrs. Francis Lipp, Kitchener, Ont.	3.00
	$2,409.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,830.90
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
Mrs. Carl Draude, Naicam, Sask.	4.00
Ein Freund,	.30
	$2,870.20

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

"Der andere Eichendorff" – Joseph von Eichendorf, dessen unvergängliche Wander- und Nachtlieder wir in der Schule auswendig gelernt haben, wird oft zu jenen Dichtern gerechnet, die in ihrem Werk den Grundenscheidungen des Lebens ausweichen, sich in Stimmungen ergehen, die zu nichts verpflichten und mit den unbekümmert dahintreibenden Taugenichtsen und Sonntagskindern eine Welt ohne letzten Lebensernst beschieben haben. Gerherd Möbus räumt in seinem Büchlein *..Der andere Eichendorff"* (Verlag A Fromm, Osnabrück, 206 Seiten, DM 4.80) diese Vorurteile aus der Welt. Zum erstenmal bekommen wir gezeigt, welche überzeugenden und unvergänglichen Gegenbilder zur geschäftigen Arbeitswelt Eichendorff geschaffen hat und sie im Zeichen der göttlichen Gnade weit über alles hinaushebt, was der Erdenwelt an Zwang und Enge eigen ist.

Auf ihre Echtheit geprüft sind die Tatsachen und Geschehnisse, die in der Reihe "Landser am Feind" beschrieben derden. Besonders eindrucksvol ist der 7. Band von Werner Jester *"Im Todessturm von Budapest – 1945"* (Karl Vowinckel Verlag, Neckargemünd, 256 Seiten, DM 8.80). Der Verfasser ist, damals 19 Jahre alt, selbst in der Hölle von Budapest verwundet worden und hat auf dem dortigen Hauptverbandsplatz das Elend der Verwundeten aber auch den übermenschlichen Einsatz der heute noch lebenden Ärzte Dr. Werner Hübner und Dr. Walter Osten erlebt. Die Ankunft der Russen, das Ringen der Ärzte um die Verwundeten, die innere Wandlung des Verfassers vom frischfröhlichen Landser zu einem jungen Mann, der den Nebel verlogener Parolen durchschaut und die wahre Größe des Menschen erkennt — all dies ist mit Wahrhaftigkeit geschildert.

Das Abendteuer der Weltraumfahrt wird in dem neuesten Buch des erfolgreichen naturwissenschaftlichen Schriftstellers Arthur C. Clarke *"Über den Himmel hinaus"* — Unser Leben im Zeichen der Raumfahrt — ebenso interessant wie allgemeinverständlich dargestellt (Econ Verlag GmbH, Düsseldorf, 256 Seiten, Leinen, DM 14.80). Der Leser erfährt, wie sich die künftige Raumfahrt vollziehen wird. Clarke ist überzeugt, daß die meisten Leser das von ihm beschriebene Satellitenhotel im Weltraum noch erleben werden. Das Buch ist eine Betrachtung jener Zukunft, "die schon begonnen hat."

Roman aus Finnland – Tito Colliander, *"Die Höhle"* (Verlag Joseph Knecht, Frankfurt, 286 Seiten, Leinwand, DM 11.80). Die Ehe der Kellnerin Märta und des Caféhausmusikers Erich ist vorlebastet durch ein verheimlichtes voreheliches Kind der Frau, das der Mann nicht aufnehmen will. Es kommt darüber zur Trennung, später zu einer leidenschaftlichen Wiedervereinigung und zu nochmaligem Davonlaufen. Alles scheint aussichtslos wie bei einer Höhlenwanderung. Wenn sich die beiden schließlich im Hinblick auf das erwartete eheliche Kind doch zum Zusammenleben entschließen, vermag man leider nicht zu hoffen, daß sie das Höhlendunkel für immer hinter sich haben.